

ursprünglich vorgesehen zur Veröffentlichung in: Fachtextsorten-in-Vernetzung. Hg. v. Klaus-Dieter Baumann / Hartwig Kalverkämper. (Forum für Fachsprachforschung)

Kirsten Adamzik (Genf)

[Manuskript 2007; durchgesehene Version August 2018]

## **Textsortenvernetzung im akademischen Bereich**

Der folgende Aufsatz umfasst vier Teile: Zunächst geht es um die Entwicklung der Text(sorten)linguistik und die Frage, wie es zur Entstehung des (relativ neuen) Themenschwerpunkts ‚Textsorten-in-Vernetzung‘ gekommen ist. Dabei wird hervorgehoben, dass bei der Untersuchung dieser Frage im Bereich von Fachtexten bislang in der Regel die fachexterne Kommunikation im Vordergrund gestanden hat, wissenschaftliche Texte also als Bestandteil gesellschaftlicher Gesamtkommunikation betrachtet wurden. Demgegenüber wird im zweiten Abschnitt dafür plädiert, Fachtexte zumindest auch als Bestandteil einer engeren, nämlich disziplinären Gemeinschaft in den Blick zu nehmen und die Vernetztheit der Textsorten fach- und domänenspezifischer Kommunikation genauer zu untersuchen. Deren Vielfalt ist bislang quasi unüberschaubar und erst durch sehr grobe Klassifizierungen (Gläser, Göpferich) erschlossen. Ausgehend von der Erfahrung, dass die mangelnde Kenntnis von Fachtextsorten und ihren Bezeichnungen Studierende nicht selten beim Umgang mit der Literatur behindert und dass vorliegende Erläuterungen zu Textsorten(bezeichnungen) unvollständig und teilweise unbefriedigend sind, geht es im dritten Abschnitt um vorbereitende Arbeiten zu einem Glossar, denen u.a. eine kleine Fragebogenerhebung zugrunde lag. Als Fazit ergibt sich einerseits, dass die Bezeichnungen (wie z.B. *Bibliografie*, *Monografie*, *Wörterbuch*) weit davon entfernt sind, standardisiert zu sein, andererseits, dass mehr oder weniger ausführliche Erläuterungen im Rahmen eines Glossars schon deswegen keine ausreichende Förderung der Textsortenkompetenz erwarten lassen, weil dabei ihrer Vernetzung und Einbettung in konkrete Handlungszusammenhänge nicht hinreichend Rechnung getragen werden kann. Den letzten Abschnitt bildet der Versuch einer Skizzierung der handlungspraktischen Zusammenhänge akademischer Arbeit.

# 1. Zum Konzept der Textsorten-in-Vernetzung

## 1.1. Zur Aktualität der Fragestellung

"*Fachtextsorten-in-Vernetzung*, ein Sammelband aus dem Jahr 2008, ..." - man muss kein Prophet sein, um vorauszusehen, dass in den nächsten Jahr(zehnt)en mit einer solchen Formulierung auf den hier vorliegenden Band immer wieder einmal verwiesen werden wird. Denn thematisch orientierte Sammelbände und Aufsätze daraus gehören - wenn nicht in der Linguistik allgemein, so doch in der Fachsprachforschung - zu der inzwischen am häufigsten zitierten Publikationsform. Diese ist also zumindest quantitativ 'wichtiger' als Monografien einerseits (von denen es ja auch längst nicht so viele verschiedene gibt) und Aufsätze aus Fachzeitschriften andererseits, die man in der Regel als Prototypen wissenschaftlicher Texte betrachtet (vgl. Adamzik 2001a/2018: 25ff. und Abschnitt 4).

Weit weniger gut lässt sich natürlich voraussehen, in welchem Sinne ein solcher Bezug erfolgen wird; wenn hier einleitend gleichwohl ein solch hypothetischer Blick in die Zukunft geworfen wird, so dient dies auch mehr der Selbstverständigung für die Gegenwart. Für diese können die Herausgeber mit einigem Recht (noch) von einem innovativen Forschungsansatz sprechen, der die Analyse von Einzeltexten bzw. Korpora und von einzelnen Textsorten ablösen oder zumindest ergänzen sollte. Aber ist dies nicht erstaunlich bzw. könnte es nicht sehr bald als einigermaßen überraschend empfunden werden, da ja die Vernetztheit nirgendwo so massiv und offensichtlich in Erscheinung tritt wie gerade im Bereich der Fachtexte? Für diese ist der Bezug auf andere Texte konstitutiv und seine explizite Signalisierung obligatorisch: kein wissenschaftlicher Text ohne Zitate, Anmerkungen und Literaturverzeichnis! Hierin unterscheiden sich Fachpublikationen von den natürlich ebenso konstitutiv intertextuellen Medientexten und erst recht von denen der schönen Literatur.

Selbstverständlich wäre es abwegig zu unterstellen, dass diese fundamentale Vernetztheit der Fachtexte in der bisherigen Fachsprachforschung nicht berücksichtigt worden wäre - und sei es nur dadurch, dass als wesentliches Element der Makrostruktur das Literaturverzeichnis angeführt wird oder als zentraler thematischer Bestandteil bzw. Teiltextsegment der Einleitung die Situierung im Forschungsfeld und/oder ein Literaturbericht. Eher könnte man schon annehmen, dass man gegenüber diesem so gänzlich selbstverständlich-banalen Charakteristikum gewissermaßen blind wird, es fast schon übersieht oder gerade nur den äußerlichen Spuren

davon einige Aufmerksamkeit schenkt, eben Zitate und Literaturverweisen. Fest steht jedenfalls erstens, dass Bezüge zwischen Texten in Untersuchungen von Gebrauchstexten erst relativ spät berücksichtigt wurden, während dieser Aspekt in Bezug auf literarische Texte einer uralten Tradition entspricht - obwohl (oder eben gerade weil) die Textvernetzung hier oft weniger offensichtlich ist und in aller Regel nicht explizit gemacht wird. Zweitens konzentriert sich die Diskussion bis auf den heutigen Tag auf bestimmte Unterformen des Gesamtphänomens, für die m.E. der Ausdruck *Intertextualität* den geeignetsten Oberbegriff bildet.

## **1.2. Zur Forschungsentwicklung: Text als oberste Ganzheit - Intertextualität - Texte in Vernetzung**

Die 'Blindheit' gegenüber der Vernetztheit von (Fach-)Texten hängt natürlich eng mit der Forschungsentwicklung im Bereich der Textlinguistik allgemein zusammen. Ein Leitmotiv der frühen Ansätze bestand ja in der Annahme, dass der Text die oberste Einheit der linguistischen Beschreibung darstelle. Gegenüber dem bis dahin vorherrschenden Axiom, als oberste Einheit habe der Satz zu gelten, wurde dies anscheinend bereits als hinreichend 'revolutionär' empfunden. Gerade die Proklamation des Textes als neuer oberster Einheit führte jedoch fast notwendigerweise zu einer systematischen Ausblendung von Text-Text-Bezügen: Da nun definitiv der obersten Einheit Ganzheit und Abgeschlossenheit zugesprochen wurden, richteten sich die Bemühungen nämlich zunächst darauf, operationale Kriterien zu entwickeln, entsprechend denen Satzfolgen daraufhin beurteilt werden können, ob sie dieser 'Textualitätsbedingung' genügen oder nicht.

Zwar wird spätestens seit Beaugrande/Dressler (1981) Intertextualität selbst oft als Textualitätskriterium genannt, damit sind jedoch meist gerade nicht syntagmatische Beziehungen zwischen aufeinander folgenden Texten gemeint, die durch ihre Verbindung wiederum eine höhere Einheit konstituieren. Beaugrande/Dressler haben vielmehr primär die Textsortenbezogenheit im Blick und fokussieren dementsprechend die Typologisierung von Texten. Ob die Zugehörigkeit eines Textes zu einer Textsorte, also die Tatsache, dass er eine bestimmte vorgegebene Superstruktur im Sinne van Dijks (1980: 128ff.) aufweist bzw. einem gegebenen Muster oder Schema folgt, überhaupt unter den Begriff *Intertextualität* subsumiert werden sollte, ist umstritten. Sicher ist, dass man eine solche 'virtuelle' Relation zwischen konkretem Text und abstrakter Klasse von Texten abgrenzen muss von konkreten Bezügen zwischen einzelnen Texten.

In diesem Bereich sind vielfältige Unterformen zu unterscheiden, u.a. eben die für Fachtexte charakteristischen Bezüge in Form von Zitaten, referierenden und kommentierenden Passagen oder auch nur andere Texte erwähnenden Fußnoten.<sup>1</sup>

Durch solche punktuellen Bezüge auf andere Texte wird nun allerdings die Annahme, dass ein Text eine abgeschlossene Ganzheit sei, noch nicht in Frage gestellt. Ins Wanken gerät sie vielmehr durch wieder andere Formen von Text-Text-Bezügen, für deren begriffliche Erfassung seit mehreren Jahren die unterschiedlichsten Vorschläge gemacht wurden. Josef Klein (2000) hat dafür den Terminus *Textsorten-Intertextualität* geprägt, der wohl nicht sehr griffig ist, aber gut verdeutlicht, dass es sich hier wiederum um eine virtuelle Relation zwischen Klassen von Texten, nicht (erst) zwischen einzelnen Texten handelt. Er greift dabei, wie aus seinen Beispielen zu Texten im Zusammenhang des Gesetzgebungsverfahrens ersichtlich ist, zusammen, was Krause (2000) als intra-textuelle versus inter-textuelle Bezüge zu differenzieren sucht. Die Unterscheidung zwischen beidem scheint ihm jedoch selbst nicht immer einfach, da bestimmte Textsorten gerade im Spannungsfeld zwischen beiden Ausprägungen zu liegen scheinen und sich die Frage stellt, "ob sie eigenständige Texte darstellen oder nur als Bestandteile anderer fungieren können. Ist [...] eine *Zusammenfassung* Bestandteil eines *Artikels* oder eine eigene Textsorte?" (Krause 2000: 65). Er setzt dann zur Differenzierung weitere Untertypen an, so die inkorporierende und kooperative Intertextualität.

In den meisten Bezeichnungen, die ebenfalls diesen Aspekt der 'Textsorten-in-Vernetzung' zu erfassen suchen - *Textsortennetze*, *-felder*, *-verbünde*, *Textverbände* oder *-verbünde*, *Textallianzen* - werden solche Zusatzunterscheidungen eher nicht gemacht, wir haben es hier also noch mit einem weiten Feld zu tun.<sup>2</sup> Der neueste mir bekannte Versuch ist der von Wichter (2005), der von *Reihen* spricht und damit von der - selbstverständlich ebenfalls in diesen Zusammenhang gehörenden - Verwendung des sehr globalen Begriffs *Diskurs* abrückt (vgl. so noch Wichter 1999). Er stellt ausdrücklich fest: "Der Ansatz einer eigenständigen Ebene des Diskurses ist nicht nötig, da auch der Diskurs als Reihe begriffen werden kann" (Wichter 2005: 200). Exemplifiziert werden die Reihen u.a. am Beispiel der Gespräche und schriftlichen Texte, die im Zusammenhang der Schadenregulierung bei einem Autounfall anfallen.

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu Krause (2000: 58ff.) und Adamzik (2004: 94ff. bzw. 2016: Kap. 8) sowie die dort vorgestellten Positionen.

<sup>2</sup> Vgl. u.a. Sandig (2000), Storrer (2000), Adamzik (2001b), Schwarz/Abplanalp Luscher (2003).

### 1.3. Neue Pragmatisierung der Textsortenforschung

Diese wenigen Hinweise verdeutlichen, dass erstens das Phänomen 'seinen' Namen noch nicht gefunden hat und dass zweitens offenbar ein dringender Bedarf an seiner Benennung, mehr natürlich noch an seiner Untersuchung besteht. Es scheint mir nun sehr bezeichnend, dass konkrete Untersuchungen, soweit Fachtexte impliziert sind, in aller Regel an den Rändern dessen ansetzen, was Hauptgegenstand der traditionellen Fachsprachforschung war. Sie befassen sich nämlich weniger mit der Textsortenvernetzung im Bereich der fachinternen als der fachexternen Kommunikation, mit dem Problem des Wissenstransfers, der Experten-Laien-Kommunikation, mit Feldern wie der Kommunikation in den Großbereichen Politik, Gesundheitswesen, Verwaltung usw. Es handelt sich also um Bereiche, in denen es ein Wissensgefälle zwischen den verschiedenen Beteiligten gibt und die Fachleute allemal nur eine kleine Gruppe bilden, der es überdies nicht selten schwer fällt, zu einem befriedigenden Austausch mit den nicht professionell und routiniert Handelnden zu kommen, um Bereiche schließlich, in denen sehr viele verschiedene Akteure jeweils nur Teilaufgaben übernehmen, in denen also auch die Textsortenkompetenz extrem spezialisiert ist. Dass Wichter seinem Aufsatz den Untertitel *Zur Modellierung der gesellschaftlichen Kommunikation* gegeben hat, ist ein sehr deutliches Signal für die Verschiebung des Interesses von der innerfachlichen Kommunikation hin zu Fachtexten als Bestandteilen gesellschaftlicher Praxen.

Damit gewinnt denn auch - angesichts der früher recht einseitig an sprechakttheoretischen Modellen ausgerichteten 'pragmatischen' Ansätze (vgl. Adamzik 2000) möchte man sagen: endlich - die Handlungsdimension von Texten das ihr zukommende Gewicht, ihr Eingebettetsein in größere gesellschaftliche Zusammenhänge, für die es teilweise sehr komplex organisierte institutionelle Rahmen gibt.<sup>3</sup> Zugleich rückt damit eine Vielzahl von Textsorten in den Blick, die in früheren Untersuchungen kaum Beachtung fanden. Dies erklärt sich einerseits daraus, dass es wenig Sinn hat, Textsorten wie 'Anspruchsteller-Fragebogen, Reparaturkosten-Übernahmebestätigung, Reparaturrechnung, Kundensensor' - um einige der von Wichter (2005) genannten Textsorten im

---

<sup>3</sup> Vgl. allerdings schon den Ansatz von Simmler (1978), der die Geschäftsordnung des Deutschen Bundestages zur Grundlage der Rekonstruktion parlamentarischer Textsorten gewählt hat, oder Bucher 1986: 63, der "Text-Text-Zusammenhänge als Grundlage für die Bestimmung von Textfunktionen" wählt.

Zusammenhang mit der Schadenregulierung zu nennen - unabhängig vom handlungspraktischen Kontext zu beschreiben. Andererseits handelt es sich natürlich auch um Textsorten, an die kein Mensch denkt, wenn es um die Erläuterung der Kategorie Textsorte geht, an die niemand denkt, weil sie auch fast niemand kennt, nicht einmal dem Namen nach; sie gehören eben - so wie der "intrafachliche Fachsprachwortschatz" (Roelcke 1999: 52) - zum Spezialwissen von Experten. Laien, die 'Durchschnittssprecher', kommen mit ihnen nur ausnahmsweise in Kontakt und ich halte es eher für unwahrscheinlich, dass sich ihnen dabei auch nur die Bezeichnungen einprägen.

So klärt sich auch die merkwürdige Diskrepanz zwischen einigen Grundannahmen der Textsortenlinguistik und den Ergebnissen der bisher vorliegenden empirischen Forschung. Zu den Grundannahmen gehört, dass Textsorten historisch überlieferte komplexe Muster zur Lösung wiederkehrender kommunikativer Aufgaben darstellen, dass sie zur Interaktionskompetenz der Sprachteilhaber gehören, diese darüber also ein Wissen haben, das sich u.a. in der Kenntnis von Textsortenbezeichnungen niederschlägt, dass es sehr viele solcher konventionalisierten Schemata gibt<sup>4</sup> und schließlich dass diese von zentraler Bedeutung für das sprachliche Handeln sind. Zu diesen Annahmen passt nur schlecht der leicht verifizierbare Tatbestand, dass kompetente Sprecher spontan nur wenige dieser Einheiten benennen können und dabei größtenteils auf unterspezifizierte Konzepte wie Brief, SMS, Zeitung, Vertrag, Telefongespräch zurückgreifen. Auch der Einfallsreichtum der Textsortenforscher erweist sich aufs Ganze gesehen als relativ enttäuschend, denn von den vielen offenbar existierenden konventionalisierten Schemata sind nur relativ wenige empirisch untersucht oder auch nur etwas genauer beschrieben, darunter nicht zuletzt solche, die, jedenfalls für sich betrachtet, keineswegs besonders komplexen kommunikativen Aufgaben entsprechen. Das gilt etwa für diverse Kleinanzeigen, Horoskope, Wetterberichte, Lebensläufe, Kochrezepte, Beipackzettel zu Medikamenten, Leserbriefe. Auch wenn als Ausgangspunkt ganze Kommunikationsbereiche ins Auge gefasst werden, ziehen in der Regel einige wenige, für den Bereich als prototypisch betrachtete Textsorten die besondere Aufmerksamkeit auf sich. Bei Medientexten sind dies besonders Nachrichten und Kommentare, im politischen Bereich u.a. Reden, Wahlplakate, Parteiprogramme, Interviews, im fachlichen Sektor v.a. Zeitschriftenaufsatz und Abstract.

Dass die Textsortenlandschaft trotz der zahlreichen Einzelstudien sich denn doch lange als etwas monoton darstellte, hängt natürlich auch

---

<sup>4</sup> Seit Dimter (1981) rechnet man damit, dass ihre Menge im Tausenderbereich liegt.

mit der früher ganz im Vordergrund stehenden produktbezogenen Sichtweise zusammen, die der Perspektive des 'Endverbrauchers' entspricht. Diesem fallen zweifellos die Textsorten Gesetz oder Nachricht ein, wenn er auf den juristischen bzw. publizistischen Sektor angesprochen wird. Über die Unzahl von Vor- und Begleittexten, die notwendig sind, damit ein Text dieser Sorte überhaupt zustande kommen kann, ist er aber gar nicht orientiert.

Sehr bunt wird die Landschaft dagegen, sobald man konkrete Handlungszusammenhänge und damit auch verschiedene Beteiligte einbezieht. Für besonders komplexe kommunikative Aufgaben, die ja die eigentliche raison d'être der Textsorten (und ihrer Erforschung) sind, gibt es (professionell) spezialisierte Akteure, zu deren Handlungskompetenz ein bestimmtes Textsortenrepertoire gehört. Als erhellendes Beispiel sei dazu nur der kleine Abschnitt zitiert, in dem Ingrid Wiese einige der mit dem Tätigkeitsfeld des Arztes verbundenen (schriftlichen) Textsorten anführt:

"So sind Formulare wie *Krankenschein, Überweisungsschein, Rezept, Mutterpaß* u.a. auszufüllen. Ergebnisse ärztlicher Untersuchungen werden z.B. im *Befundbericht*, im *Gutachten*, im *Attest* dokumentiert. Die *Krankengeschichte* umfaßt alle Schriftstücke, die im Zusammenhang mit dem Krankenhausaufenthalt eines Patienten angefertigt werden [...]. Dazu gehören *Anamnese, Aufnahmebefunde, Aufzeichnungen zu Diagnose, Therapie und Fieberkurve, Pflegebericht, Befundberichte, die Dokumentation von Aufklärungsgesprächen.*" (Wiese 2001: 467)

Aufgrund all dessen lässt sich generell festhalten: Wenn die Fachsprachforschung etwa seit den 1980er Jahren durch die Entwicklungen in der Textlinguistik sehr produktiv beeinflusst worden ist, so kann sie nun ihrerseits die teilweise etwas steril gewordene Text(sorten)linguistik befruchten. Denn der innovative Ansatz, Text(e)-in-Vernetzung zu untersuchen, lässt sich in kaum einem Bereich so gut umsetzen wie in dem der Fachtexte. Man könnte natürlich ebenso gut sagen - eine andere Formulierung für den Topos von der Verwissenschaftlichung unserer Gesellschaft: Sobald Gebrauchstexte in ihrem größeren gesellschaftlichen Handlungszusammenhang betrachtet werden, kommen notwendigerweise Fachtexte ins Spiel.

An (neuen) Untersuchungsgegenständen besteht also kein Mangel. Gleichwohl muss man sich fragen, mit welcher Zielsetzung solche Untersuchungen durchgeführt werden sollen. Denn die 'schöne Buntheit' der Textsortenlandschaft hat natürlich auch einige Kehrseiten. Besonders wichtig scheint mir dabei, dass das allgemeine Interesse an konkreten Netzen dieser Art - wie also z.B. denen der Schadenregulierung oder des Gesetzgebungsverfahrens - verhältnismäßig gering sein dürfte, eben weil dabei eine Vielzahl von

Textsorten in den Blick kommt, die gerade nicht zum Alltagswissen der Durchschnittssprecher gehören. Sie sind für professionell Agierende relevant, die auch die Aufgabe übernehmen (müssen), die Laien im (meist seltenen) Bedarfsfall durch diesen Dschungel zu führen. Diese erwerben dabei natürlich auch Wissen, aber es ist ein klassischer Fall von Ad-hoc-Wissen, das man ganz schnell wieder vergessen kann, umso mehr als es bei der nächsten Gelegenheit, dem nächsten Autounfall, im Einzelnen wieder ganz anders aussehen kann: eine andere gegnerische Versicherung, eine andere Werkstatt mit zwar ähnlichen, aber sicherlich nicht identischen Formularen und vielleicht auch etwas anderen Prozeduren. Wenn die nächste Werkstatt auch so etwas wie einen "Kundensensor" ausgeben sollte - das ist ein Fragebogen, mit dem die Zufriedenheit der Kunden mit dem Service ermittelt werden soll, also ein Unterfall von Textsorten, die der Evaluation von Dienstleistungen dienen -, dann wird dieses Blatt sehr wahrscheinlich einen anderen Namen tragen. Bei einem solchen - für die Imagearbeit der Firma zentralen - Element ist eine gewisse Originalität und Individualität des Musters ja funktional, trägt es doch die (Neben-)Botschaft '(Nur) wir bemühen uns um besonders kundenfreundlichen Service und haben dafür eigens eine besondere Textsorte kreiert'.

Vor diesem Hintergrund verliert das oben wiedergegebene Leitmotiv der Textsortenforschung - es handele sich um historisch überlieferte komplexe Muster zur Lösung wiederkehrender kommunikativer Aufgaben, die zur Interaktionskompetenz der Sprachteilhaber gehören - einiges an Überzeugungskraft. Ich halte es vielmehr für sehr wahrscheinlich, dass der weitaus größte Teil existierender Textsorten(bezeichnungen) nur jeweils kleinen Untergruppen der Sprachteilhaber vertraut ist und dass bei 'allgemein bekannten' die konkreten Vorstellungen über Funktion, Gestalt, Vorkommen usw. sehr stark variieren. Zwar kann ich das nur als Vermutung äußern, es jedenfalls nicht präzise nachweisen. Das hängt damit zusammen, dass es so gut wie keine ausführlicheren Studien über das Textsorten-Wissen von Sprachteilhabern gibt, sondern die bisherige Forschung fast ganz korpusbasiert, also produktorientiert gearbeitet hat, wir also über das tatsächliche Wissen der Sprachteilhaber immer noch nur sehr schlecht orientiert sind. Es kann aber eigentlich gar nicht anders sein, denn schon die produktorientierten Untersuchungen führen regelmäßig zu der Erkenntnis, dass es innerhalb einer Textsorte zwar gewisse gemeinsame Eckpunkte, aber auch viel Varianz gibt und die an einem Korpus erarbeiteten Erkenntnisse nicht verallgemeinert werden können, insbesondere nicht auf andere Institutionen, Zeiten, Kommunikationsbereiche usw. oder gar Sprachgemeinschaften übertragen werden können.

Die Annahme, dass bei den Textsorten mit einer großen Varianz, d.h. auch einer Anpassung an den konkreten Handlungszusammenhang in jeweils besonderen Institutionen und mit immer wieder spezifischen Akteuren usw. zu rechnen ist, gibt im Übrigen selbst nur einen Bestandteil des Alltagswissens wieder. Selbst wenn man mit bestimmten Textsorten routiniert umgeht oder sie gar häufig produziert, muss man doch immer damit rechnen, dass es in jedem konkreten Fall (wie etwa bei verschiedenen Versicherungen oder Reparaturwerkstätten) Spezialkonventionen oder -routinen gibt; dies ist nichts anderes als ein Korollar des (neuen) Axioms, jeder Text sei als eingebunden in den größeren Interaktionszusammenhang zu betrachten, zu dem natürlich auch die vernetzten Texte und Textsorten gehören.

Für die Sprachteilhaber, und zwar auch die professionell agierenden, schlägt sich dieses Wissen (sei es nun implizit oder sehr bewusst) m.E. in erster Linie darin nieder, dass sie dann, wenn sie vor die Aufgabe gestellt sind, eine für sie neue Textsorte oder aber eine ihnen zwar vertraute Textsorte, diese aber im Rahmen eines neuen Interaktionskontextes zu produzieren, auf bereits vorliegende authentische Textexemplare zurückgreifen und sehr viel weniger auf ihre abstrakten Kenntnisse über funktional relevante Elemente einer entsprechenden Textsorte. Dies entspricht der Umfunktionierung eines Textexemplars in einen Beispieltext - zum Zwecke der Nachahmung, die den Produktionsaufwand erheblich herabsetzen kann - ein Verfahren, das übrigens als ein wahrscheinlich gar nicht so unwichtiger Sonderfall der Textvernetzung angesehen werden darf. Es steht neben den anderen Methoden, Texte als Hilfestellung zur Textproduktion zu benutzen, nämlich den eigens erstellten Mustertexten, den Anleitungen zur Produktion bestimmter Textsorten und schließlich der wissenschaftlichen, d.h. textlinguistischen Beschreibung von Textsorten, die ja oft den Anspruch erhebt, für didaktische Zwecke nutzbar gemacht werden zu können.

## **2. Das Textsortenspektrum von Wissenschaftlern**

### **2.1. Wissenschaftliche Texte-in-Vernetzung - ein Sonderfall?**

Zunächst ist festzustellen, dass der akademische Sektor und demgemäß das Textsortenrepertoire von Wissenschaftlern ebenso

wie Handlungsfelder, die von vornherein auch eine fachexterne Komponente haben, schon für sich einem höchst komplexen Handlungsbereich entspricht, für den eine Unzahl von Unteraktivitäten und damit verbundenen Textsorten-Netzen charakteristisch ist. Sigurd Wichter hat diesen Sektor als eines der Beispiele bei der Erläuterung von 'Reihen' herangezogen und dabei in einer wenn auch 'unvollständigen und unsystematischen Liste' versucht, zu skizzieren, was alles berücksichtigt werden müsste, um die gesamte Domäne abzudecken. Dabei bezieht er Lehre und Prüfungen, Forschung, Publikationen und Verwaltung im weitesten Sinne ein (vgl. Wichter 2005: 303ff.). Diese Liste, auf die hier als Gesamtskizze verwiesen werden kann, ruft natürlich weniger nach (durchaus möglicher) Komplettierung als nach Differenzierung der Einzelbereiche, die Wichter selbst in einem anderen Abschnitt für die Vorlesung als Reihe entwirft (vgl. ebd.: 201ff.).

Auch die oben konstatierte Varianz der Textsorten(netze), die zur Lösung derselben oder ganz ähnlicher kommunikativer Aufgaben verwendet werden, gilt für den akademischen Sektor in ganz gleichem Maße. Teilweise sind schon die Prozeduren verschieden - im universitären Sektor z.B. verschiedene Studiengänge und -abschlüsse, Promotion mit oder ohne Verteidigung der Dissertation, Rigorosum, öffentlich oder nicht usw. - teilweise sind 'nur' die konkreten Ausführungen der Texte mehr oder weniger verschieden, von Land zu Land, Universität zu Universität, je nach Fakultät, Fachbereich bis hin zu Institut, Lehrstuhl und Dozent. Wer die Universität wechselt oder etwa als auswärtiger Gutachter fungiert, ist ganz einfach gezwungen, sich an die jeweiligen Üblichkeiten anzupassen.

Konkret heißt das allerdings vielfach nichts anderes, als dass man eben die Formulare auszufüllen hat, die einem von der Institution vorgelegt werden, bzw. - bei etwas freieren Texten wie Gutachten oder Kommissionsberichten - dass man sich darüber informiert, welche ungefähre Länge solche Texte haben, welche Formulierungen auf jeden Fall (oder auf keinen Fall) vorkommen sollten etc. Und am einfachsten eignet man sich solche Muster eben an, indem man ein paar authentische Texte als Vorlagen benutzt - was natürlich niemanden hindert, anders als bei den eigentlichen Formularen, von dem üblichen Muster mehr oder weniger stark abzuweichen und es zu individualisieren. Wenn es nicht gerade um inhaltlich besonders bedeutende Sachverhalte geht, wird man später auf eigene Textvorlagen zurückgreifen und sie an den jeweils neuen Fall anpassen. Nichts anderes heißt ja routiniertes Verfassen bestimmter Textsorten. Dabei spielt es im Prinzip keine Rolle, ob die inhaltlichen und formalen Bausteine und die Formulierungsroutinen nur mental

gespeichert sind und jeweils reproduziert werden oder aber, im Computerzeitalter natürlich üblicher, als konkrete Vorlagen existieren.

Auch für den akademischen Bereich ist es also ein Leichtes, die oben genannte Buntheit der Textsortenlandschaft zu exemplifizieren und sich damit vor Augen zu führen, wie komplex die Handlungszusammenhänge sind, in die einzelne Texte und Textsorten eingebunden sind. Es bestätigt sich dabei auch sehr eindrücklich die Grundannahme, dass zur Lösung wiederkehrender kommunikativer Aufgaben Muster erstellt und überliefert werden. Allerdings handelt es sich bei einem Großteil dieser Muster nicht gerade um das, worauf man sich normalerweise mit dem Ausdruck *Textsorte* bezieht; es sind stattdessen viel spezifischere Muster und Vorgaben, eben Formulare. Diese erfüllen zwar in ganz besonderem Ausmaß das Definitionsmerkmal für *Textsorte*, nämlich "typische Verbindungen von kontextuellen (situativen), kommunikativ-funktionalen und strukturellen (grammatischen und thematischen) Merkmalen" (Brinker 2001: 135) zu sein, können aber keineswegs als Prototyp für Textsorten angesehen werden. Sie stellen vielmehr einen - m.E. weniger interessanten - Grenzfall dar. Für einen bestimmten Kommunikationsbereich sind zwar viele Formulartypen spezifisch, sie sind es aber sogar noch, wie ausgeführt, für verschiedene Institutionen desselben Typs. Das ist auch der Grund dafür, dass man den Umgang mit ihnen in der Praxis erwirbt, als Gegenstand didaktischer Übungen kommen sie wohl allenfalls im Rahmen der Ausbildung für Verwaltungsangestellte in Betracht.

Damit komme ich zu den Punkten, die dafür sprechen, akademische Texte-in-Vernetzung doch als einen Spezialfall zu behandeln bzw. ihn abzugrenzen von der generellen Vernetztheit aller möglichen Texte, wie sie sich durch komplexe gesellschaftliche Praxen und das Hineinragen des Fachlichen in die Alltagswelt ergibt. Er führt mich zurück zum Kernbereich von Fachtexten, nämlich denen mit fach-/themenspezifischer Informationsfunktion.<sup>5</sup> Wenn man (auf einer obersten Ebene) nur eine Grobunterscheidung zwischen literarischen und Gebrauchstexten macht, gehören sie zweifellos zu den Gebrauchstexten. Sie dienen aber in erster Linie als Wissensspeicher und sind damit von Texten abzugrenzen, die im engeren Sinne praktischen Zwecken dienen und stark situationsgebunden sind. Aus der weiteren Betrachtung ausschließen möchte ich damit alle überwiegend administrativen Texte, und zwar insbesondere insofern sie für das Handeln in konkreten Institutionen spezifisch sind.

---

<sup>5</sup> Diese entsprechen nicht der Gruppe fachinterner Texte, denn es sollten durchaus Textsorten unterschiedlichen Fachlichkeitsgrades einbezogen werden.

So sehr ich einen pragmatischen Ansatz befürworte, der den größeren Handlungskontext einbezieht (vgl. dazu Adamzik 2000), so gefährlich scheint es mir nämlich andererseits, dabei bevorzugt konkrete Interaktionssituationen und die vielfältigen, in alle möglichen anderen Domänen hineinreichenden Bezüge zu fokussieren.

Selbstverständlich ist die Domäne Wissenschaft engstens mit diversen anderen und (zum Leidwesen der meisten Wissenschaftler) insbesondere je länger je mehr mit dem administrativen Sektor verzahnt; das sollte uns aber nicht daran hindern, der ureigenen Besonderheit dieses Kommunikationsbereichs hinreichend Rechnung zu tragen und zu berücksichtigen, dass er eben doch (auch) eine Welt für sich darstellt. Deren Spezifik lässt sich m.E. am besten durch den Hinweis charakterisieren, dass Wissenschaftler - abgesehen davon, dass sie jeweils in spezifischen Institutionen arbeiten - auch einer nur virtuellen Gemeinschaft angehören, und zwar einer (oder auch mehreren) disziplinären. Diese disziplinären Gemeinschaften bilden den wesentlichen, den akademisch spezifischen Bezugsrahmen für das (sprachliche) Handeln von Wissenschaftlern; sie konstituieren sich nicht zuletzt über bestimmte Texte, Leittexte einer Disziplin, ganz wesentlich aber über bestimmte, teilweise disziplinspezifische Textsortennetze.

## 2.2. Domänenspezifische Textsorten

Diese fachspezifischen Textsorten(netze), die die besonderen kommunikativen Aufgaben und Arbeitsweisen von Wissenschaftlern spiegeln, stellen schon in sich einen relativ komplexen Bereich dar, dem in der bisherigen Forschung zu fachlichen Textsorten noch verhältnismäßig wenig Gewicht eingeräumt wurde. Zwar gibt es gerade zu Fachtextsorten viele Einzeluntersuchungen. Hoffmann kommt allerdings insgesamt zu folgender Einschätzung, die auch heute noch nicht überholt sein dürfte:

"Noch seltener [als der Begriff *Fachtextsorte* selbst] werden einzelne Fachtextsorten präzise definiert und damit klar gegenüber anderen abgegrenzt. Weit verbreitet sind hingegen mehr oder weniger umfangreiche Aufzählungen von Benennungen, die in Wörterbüchern belegt sind und hinter denen sich in der Fachkommunikation verwendete Arten von Texten verbergen (können)." (Hoffmann 1998: 476)

Er wünscht sich eine Klassifikation "mit Hilfe eines einheitlichen Kriterienrasters" (ebd.), kann allerdings auch nur die Grobeinteilung von Gläsern anführen, der "eine strenge interne Systematik immer noch abgeht" (ebd.).

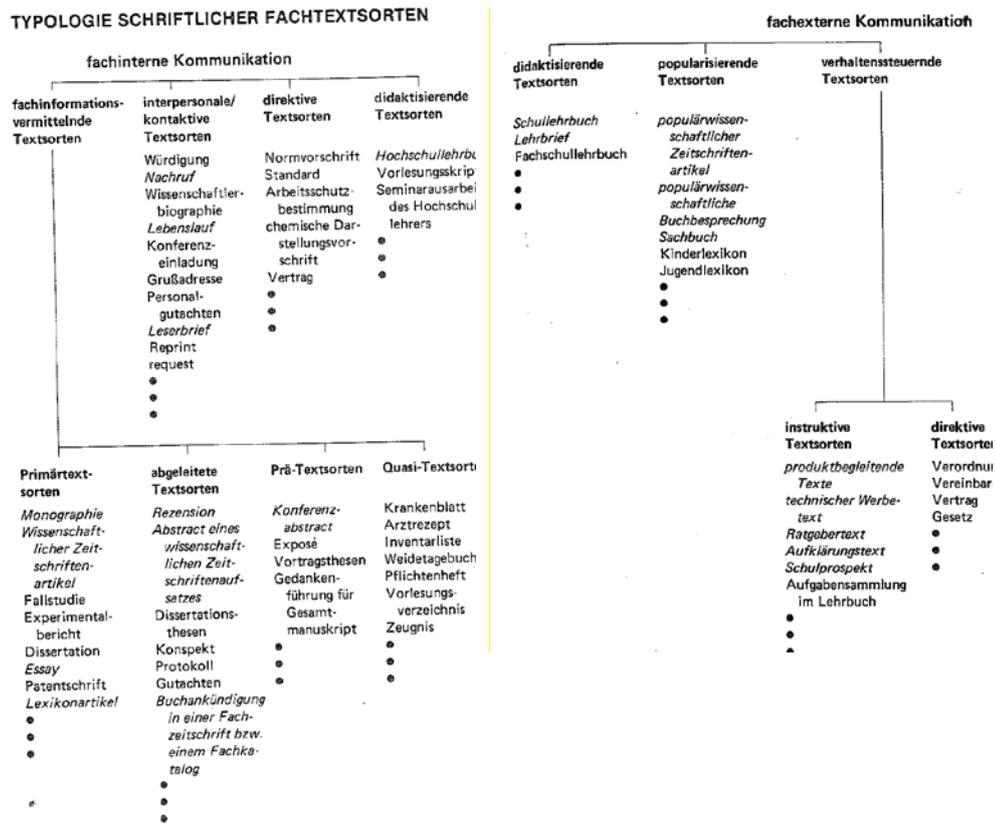


Abb. 1: Gläser (1990: 50f.)

Das liegt natürlich daran, dass es Gläser, ebenso wie Göpferich (Abb. 2), auch darum zu tun ist, ihre Gliederungen anschlussfähig zu halten für Textsorten und auch deren Bezeichnungen, die sich in der Sprachgemeinschaft nun einmal ausgebildet haben und deren "historische und soziale Kontingenz" (Wolski 1998: 460) allgemein bekannt ist. Selbst wenn eine systematische Gliederung und die saubere Abgrenzung von Idealtypen möglich wäre, ließe sich damit jedenfalls nur in textlinguistischen Zusammenhängen arbeiten. Die Wissenschaftler bleiben aber mit überlieferten Ausdrücken konfrontiert, die man wie Vokabeln lernen muss, und zwar weil sie einem in Texten begegnen, nicht zuletzt natürlich auch in Titeln, und weil man aus ihnen teilweise sehr relevante Informationen über den zugehörigen Text entnehmen kann.

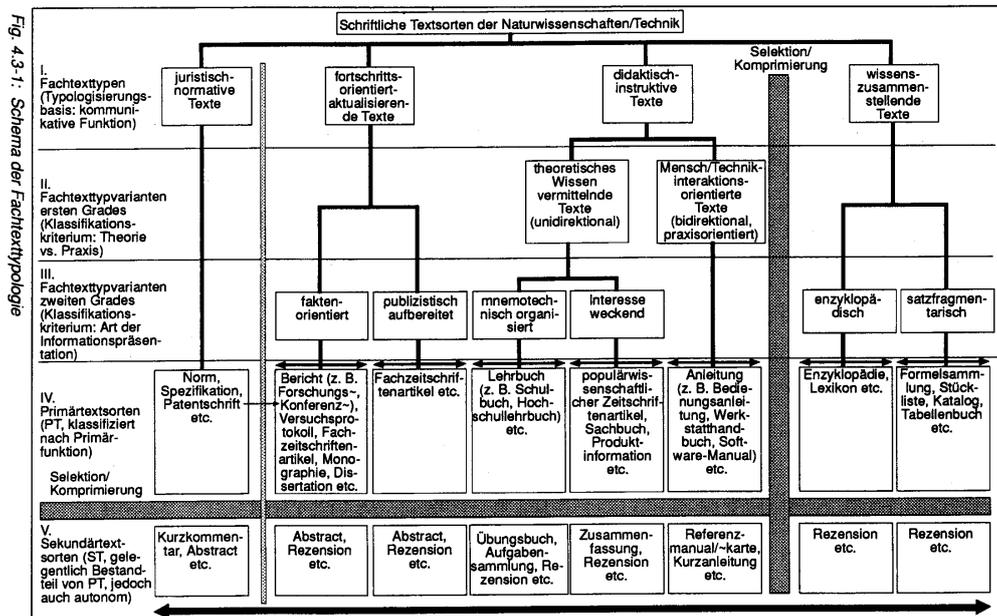


Abb. 2: Göpferich (1995: 124)

Für unseren Zusammenhang ist nun interessant, dass in den Ansätzen von Gläser und Göpferich der Vernetzung v.a. dadurch Rechnung getragen wird, dass ein besonderer Typ als "eigenständige Klasse von Fachtexten" (Gläser 1990: 48) angesetzt wird, nämlich abgeleitete bzw. Sekundärtextsorten (Abstract, Rezension u.ä.), bei Gläser auch Prä-Textsorten (Konferenzabstract, Exposé u.a.).<sup>6</sup> Dass von der fundamentalen Vernetztheit bei den sog. Primärtextsorten dabei weitgehend abstrahiert wird, macht besonders die Erläuterung von Göpferich deutlich:

"Der Begriff Primärtextsorten faßt diejenigen Textsorten zusammen, die sich im wesentlichen auf die 'reale Welt' beziehen, d.h. im Gegensatz zu den Sekundärtextsorten nicht auf die Darlegung der Welt in anderen Texten. Gelegentliche Zitate aus anderen Schriften oder Verweise auf andere Texte lassen eine Textsorte noch nicht zur Sekundärtextsorte werden, sofern die Inhalte dieser Zitate und Verweise nicht der Hauptgegenstand des entsprechenden Textes sind, sondern lediglich der Untermauerung der Darlegung zur 'realen Welt' dienen." (Göpferich 1995: 131)

Göpferich hebt in diesem Zusammenhang in einer Anmerkung eigens hervor, dass sie sich dabei nur auf die von ihr näher untersuchten

<sup>6</sup> Dass nicht nur bei den 'fachinformationsvermittelnden Textsorten', sondern auch bei anderen Großklassen eindeutig abgeleitete zu unterscheiden wären (z.B. Konferenz Einladung, Leserbrief, Reprint bei den 'interpersonalen/kontaktiven Textsorten') sei nur am Rande vermerkt.

naturwissenschaftlich-technischen Gebrauchstexte bezieht, von denen sie genauer nur neun untersucht. Bei Gläser werden immerhin 35 Fachtextsorten eingehender analysiert; auch dabei handelt es sich jedoch nur um ausgewählte Fälle, wie die Übersicht zeigt, wo sie weitere Textsorten erwähnt und die Offenheit der Listen grundsätzlich durch Pünktchen markiert.

### 3. Auf dem Weg zu einem Glossar wissenschaftlicher Textsorten

Ich will nun nicht die alte Debatte darüber wieder aufnehmen, ob es sinnvoll ist, existierende Textsortenbezeichnungen als 'Grundlage' einer systematischen Typologie zu nehmen oder sie bei Klassifizierungsversuchen wenigstens zu berücksichtigen, sondern betrachte den Tatbestand, dass solche Ausdrücke in wissenschaftlichen Texten selbst verwendet werden, als hinreichenden Grund, sie - und sei es nur als lexikalisches Material - zu untersuchen. Ein wesentliches Motiv war für mich allerdings die Beobachtung, dass Studierende mit vielen Ausdrücken nicht vertraut sind und dass dies ihre Orientierung in vorhandener Literatur, aber auch ihr Einzeltextverständnis behindern kann. Um diesen diffusen Eindruck etwas genauer abzusichern, habe ich auch einen Fragebogen verwendet.

Es ging mir zunächst darum, möglichst viele Textsortenbezeichnungen zu sammeln, wobei ich mich eigentlich an vorliegenden Zusammenstellungen hatte orientieren wollen. Die ausführlichste Übersicht, in der etwa 100 "traditional forms" vorgestellt werden, haben m.W. Sager et al. (1980: Kap. 7.4.) vorgelegt. Diese alphabetisch sortierte Zusammenstellung (von *address* bis *yearbook*), in der jeder Ausdruck verhältnismäßig knapp<sup>7</sup> erläutert wird, folgt umfangreichen und (besonders für die damalige Zeit) bemerkenswert differenzierten Überlegungen zum Problem von (Fach-)Textsorten, ihrer Klassifikation und Textsortenbezeichnungen. Diese Liste zitiert auch Hoffmann, und zwar als Beispiel für eine der ihm wenig sinnvoll erscheinenden Aufzählungen von Benennungen. Ihm ist natürlich darin zuzustimmen, dass bei Sager et al. verschiedenste klassifikatorische Kriterien "miteinander ab[wechseln]: Zweck, Inhalt, Form, Umfang, Adressatenkreis, Verwendungssituation u.a." (Hoffmann 1998: 476). Es ist aber zu berücksichtigen, dass Sager et

---

<sup>7</sup> In drei bis maximal etwa 40 Zeilen, kein Kommentar füllt eine Seite aus.

al. hier - anders als in den Kapiteln 6. - 7.3. - eine Systematisierung auch gar nicht mehr anstreben (daher auch die alphabetische Anordnung), sondern es ihnen lediglich darum geht, im Rahmen eines Glossars Ausdrücke zu erklären.

Eine entsprechende Zusammenstellung für deutsche Textsortenbezeichnungen ist mir nicht bekannt. Am ehesten kann man noch das Glossar von Stary/Kretschmer (1994: 20ff.) vergleichen. Es listet insgesamt 62 Ausdrücke auf - ebenfalls alphabetisch von *Abrégé* bis *Vademecum* -, liefert dazu allerdings nur minimale Erklärungen, die insbesondere auf pragmatische Aspekte kaum eingehen. Immerhin 17 dieser (offenbar hauptsächlich aus dem *Sachwörterbuch der Literatur* von Wilpert übernommenen) Ausdrücke sind mit dem Symbol  versehen und damit als eigentlich unnütz markiert, da "der Begriff nur noch historische bzw. im deutschen Sprachraum keine oder nur geringe Bedeutung hat" (ebd.: 19). Hier hat man also eher den Eindruck, dass die Auswahl etwas willkürlich erfolgt ist. Dies bestätigt sich auch dadurch, dass im Kapitel 5.1 *Welche Texte wichtig sind*, in dem also die praktischen Bedürfnisse für den Umgang mit wissenschaftlicher Literatur wichtiger sind, zehn Ausdrücke verwendet oder sogar erläutert werden, die im Glossar nicht vorkommen (u.a. *Lexika, Wörterbücher; Verlags-Prospekte* und *Lehrbücher*).

Da die vorliegenden Zusammenstellungen für meine Zielsetzung nicht geeignet waren, habe ich zunächst aus einer knapp 4000 Ausdrücke umfassenden Liste von Textsortenbezeichnungen (vgl. Adamzik 1995) eine Auswahl von mehr als 200 Einheiten getroffen, die mir für Studium und Forschung (besonders im Bereich der Germanistik) relevante Bezeichnungen zu sein schienen. Den einzelnen Ausdrücken sind die jeweils einschlägige Definition aus dem Duden Universalwörterbuch sowie die im Duden Synonymwörterbuch angeführten Ausdrücke beigegeben.<sup>8</sup>

Für die Zwecke des Fragebogens<sup>9</sup> habe ich diese Liste dann in mehreren Schritten auf gut 90 Ausdrücke reduziert. Da es mir hauptsächlich darum ging zu ermitteln, inwieweit die Studierenden Einblick in den Handlungskontext und das Textsortennetz haben, in

---

<sup>8</sup> Die Liste kann abgerufen werden unter:  
<http://www.unige.ch/lettres/alman/akt/ts-akad.pdf>.

<sup>9</sup> Ich danke der Kollegin am germanistischen Institut einer deutschen Universität und ihren (insgesamt 22) Studierenden, die den Fragebogen ausgefüllt haben. Zwar halte ich den Gedanken für völlig abwegig, die Ergebnisse seien irgendwie spezifisch für die befragte Gruppe, möchte aber doch zur Vermeidung entsprechender Verdächtigungen deren Anonymität wahren.

dem sich professionelle Akteure bewegen, habe ich dabei sowohl Ausdrücke aus dem spezifisch studentischen Bereich (also *Seminararbeit, Klausur* und dergl.) als auch für den privaten Gebrauch bestimmte Vor- und Nachtexte (*Exzerpte, Notizen* etc.) weggelassen.

Gefragt war danach, ob die Studierenden diesen Ausdruck kennen und eine Vorstellung davon haben, wie die entsprechende Textsorte aussieht, wie oft sie solche Texte rezipieren und sie bisher sowie (wahrscheinlich) im späteren Berufsleben produzieren. Als Antwortmöglichkeiten war eine Skala von 1 (sehr vage Vorstellung bzw. nie) bis 6 (sehr präzise Vorstellung bzw. regelmäßig) vorgegeben.<sup>10</sup>

Im Folgenden sind einige Ergebnisse dieser Erkundungen zu Textsortenbezeichnungen zusammengestellt, gruppiert nach Großgruppen von Publikationsformen.

### 3.1. Nachschlagewerke

Es ist wohl wenig erstaunlich, dass bei der Frage der Bekanntheit unter den Publikationen in Buchform<sup>11</sup> die besten Ergebnisse (nur die Werte 5 und 6) auf *Wörterbücher* und *Lexika* entfallen. Das gilt auch noch (mit mehr 5er-Ergebnissen) für den allgemeineren Ausdruck *Nachschlagewerk*.

Zugleich wird hier unmittelbar die Problematik einer solchen einfachen Abfrage von Textsortenbezeichnungen deutlich: Betrachten die Befragten *Nachschlagewerk* tatsächlich als einen Oberbegriff, über dessen Referenten dann auch notwendigerweise weniger ausgesagt werden kann? Betrachten sie *Wörterbuch* und *Lexikon* als synonym? Wie ist es zu interpretieren, dass die ebenfalls erfragten Ausdrücke *Sachwörterbuch* und *Fachwörterbuch* schlechtere Werte erzielen, die Konzepte *Enzyklopädie/Fachencyklopädie* und *Handbuch* noch weniger präzise zu sein scheinen und das Reallexikon schließlich sogar eher in den Bereich der gar nicht/schlecht bekannten Textsorten gehört?

---

<sup>10</sup> Die Befragten haben die Antwortmöglichkeiten teilweise um die Position 0 ergänzt oder auch Fragezeichen bzw. Striche eingetragen, was zweifellos besonders beim ersten Teil der ersten Frage notwendig war, um ausdrücken zu können, dass man schon den Ausdruck nicht kennt.

<sup>11</sup> Das Merkmal 'in Buchform' ist heute eigentlich nicht mehr angemessen, da insbesondere diverse Nachschlagewerke (Wörterbücher, Lexika, Enzyklopädien und Bibliografien) zunehmend auch oder sogar nur noch in elektronischer Form vorgelegt werden.

Wirklich aufschlussreiche Antworten auf diese Fragen könnten natürlich nur ausführlichere Interviews über den Textsortengebrauch erbringen. Immerhin lassen die zusätzlich gestellten Fragen nach der Häufigkeit der Rezeption und der erwarteten Möglichkeit, als Produzent solcher Texte aufzutreten, einige Interpretationen zu: Zunächst ist festzuhalten, dass es (wegen der unterschiedlichen Antworten auf bedeutungsverwandte Ausdrücke) keine Anhaltspunkte dafür gibt, dass irgendwelche Bezeichnungen mit einer gewissen Homogenität als synonym oder in einer Begriffshierarchie stehend aufgefasst werden. Damit stellt sich die Frage, worin Sprachteilhaber denn wohl den Unterschied zwischen verwandten Textsorten sehen, umso dringlicher.

Als mit Abstand am wichtigsten erweisen sich für die Rezeption Wörterbücher, Nachschlagewerke und Lexika (in dieser Reihenfolge). Bemerkenswert ist, dass immerhin fünf Personen erwarten, im Berufsleben auch als Produzenten solcher Werke zu fungieren. Eine vermerkt, bereits regelmäßig für ein Lexikon (!) zu schreiben, nämlich für Wikipedia.

Erstaunt hat mich, dass die Befragten offenkundig auch bei der Rezeption immer eher an allgemeinere Werke als an fachspezifische denken. Nur sechs bzw. fünf Personen geben nämlich an, regelmäßig Fach- bzw. Sachwörterbücher zu benutzen. Ob man daraus schließen kann, dass die Befragten tatsächlich die für ihr Fach konstitutiven Texte wissensaufbereitenden Charakters nicht kennen/benutzen und sich damit nicht zur disziplinären Gemeinschaft zugehörig fühlen dürfen - dafür spricht, dass in studentischen Texten tatsächlich nicht selten auch Fachbegriffe nach Wikipedia, Brockhaus oder dem Duden definiert werden - lässt sich nur feststellen, wenn man auf eine tiefere Ebene als die von Textsortenbezeichnungen wechselt und nach der Kenntnis der einschlägigen Werke fragt.<sup>12</sup>

Folgt man nun den Erläuterungen aus dem Duden, so gewinnt man den Eindruck, dass weitgehende Synonymie herrscht (Hervorhebungen von mir).

---

<sup>12</sup> Diese werden ja in Studienbibliografien regelmäßig angeführt. Als aktuelle Zusammenstellung kann man etwa Kürschner (2007) heranziehen.

Wörterbuch	<i>Nachschlagewerk, in dem die Wörter einer Sprache nach bestimmten Gesichtspunkten verzeichnet [u. erklärt] sind</i>
Sachwörterbuch	<b>Reallexikon</b>
Lexikon	<b>1.</b> nach Stichwörtern alphabetisch geordnetes Nachschlagewerk für alle Wissensgebiete od. für ein bestimmtes Sachgebiet <b>2.</b> (veraltet) <b>Wörterbuch</b>
Reallexikon	<i>Lexikon, das die Sachbegriffe einer Wissenschaft od. eines Wissenschaftsgebietes behandelt; <b>Sachwörterbuch, -lexikon</b></i>
Enzyklopädie	<i>Nachschlagewerk, in dem der gesamte Wissensstoff aller Disziplinen od. nur eines Fachgebiets in alphabetischer od. systematischer Anordnung dargestellt ist.</i>
Handbuch	<i>Buch in handlichem Format, das den Stoff eines bestimmten Wissensgebietes od. dgl. in systematischer, <b>lexikalischer</b> Form behandelt</i>
Nachschlagewerk	<i>Buch (bes. <b>Lexikon, Wörterbuch</b>), das in übersichtlicher, meist alphabetischer Anordnung der schnellen Orientierung über etw. dient</i>

Die Ausdrücke *Sach-, Fachwörterbuch, -lexikon, -enzyklopädie* oder auch *Realenzyklopädie* (das auch bei mir nicht noch eigens erfragt war) sind im Universalwörterbuch nicht erfasst. Zieht man noch das Synonymwörterbuch heran, so wird der Überschneidungsbereich der Ausdrücke besonders deutlich. Unter *Nachschlagewerk* werden nämlich angeführt: *Enzyklopädie, Handbuch, Leitfaden, Lexikon, Wörterbuch*; (bildungsspr.): *Vademekum*.

In diesem Werk findet sich aber (sowohl unter *Wörterbuch* als auch unter *Lexikon*) auch ein "Sprachtipp", der zumindest eine elementare Unterscheidung propagiert:

"Die Bezeichnungen Wörterbuch und Lexikon sollten nicht synonym verwendet werden. Ein Wörterbuch ist ein Nachschlagewerk, das die Wörter einer Sprache, also Rechtschreibung, Aussprache, Herkunft, Bedeutung usw., erklärt. Ein Lexikon bietet dagegen Sachinformationen, d.h. Informationen über Personen, Länder, Tiere, Pflanzen, Gegenstände, Ideen usw."

Das Problem besteht natürlich darin, dass auch von den Produzenten von Nachschlagewerken diese Unterscheidung nicht beachtet wird - abgesehen davon, dass es bei Fachbegriffen noch viel schwieriger ist als bei gemeinsprachlichen Ausdrücken, Sprach- und Sachinformationen zu unterscheiden. Ganz vergleichbare Werke wählen konkurrierende Ausdrücke z.B. schon für den Titel.<sup>13</sup> Ironischerweise kommt man übrigens im Moment mit

<sup>13</sup> Vgl. zur Abgrenzung dieser verschiedenen Textsorten ausführlicher Adamzik (2001c: 170ff.).

Nachschlagewerken tatsächlich am besten weiter, wenn man die knappe und erhellende Begriffserklärung in Wikipedia heranzieht (dort heißt es unter *Fachlexikon*):

"Ein **Fachlexikon** (auch: *Fachwörterbuch*, *Sachlexikon*) ist ein meist alphabetisch geordnetes Nachschlagewerk, in dem das Wissen eines begrenzten Fachgebiets beschrieben wird, und zwar im Gegensatz zu Enzyklopädien [mit Link auf einen sehr ausführlichen Artikel] normalerweise ohne den Anspruch *erschöpfender* Darstellung.

Weitere Bezeichnungen sind **Sachwörterbuch** und **Reallexikon** (von lat. *realis*; *res*: *Sache*) – ursprünglich ein alphabetisch geordnetes Nachschlagewerk für ein bestimmtes Fachgebiet, das ausschließlich zu Sachen, Begriffen und Grundlagen eines Fachgebiets Auskunft gibt, nicht zu Personen und Biografien, wobei *Reallexikon* häufig größere Detailtiefe ausdrückt.

Im heutigen Sprachgebrauch werden die Begriffe *Fachlexikon*, *Sachlexikon* und *Sachwörterbuch* meist synonym verwendet."  
(<http://de.wikipedia.org/wiki/Fachlexikon>, 10.7.2007)

Für die Praxis, d.h. den kompetenten Umgang mit dem Textuniversum einer bestimmten Disziplin, sind nun solche 'terminologischen' Fragen gar nicht besonders relevant, und selbst in der Textlinguistik oder Germanistik, wo entsprechendes Wissen noch am ehesten erwartbar und in der Tat wünschbar wäre, kann man den inkonsistenten Sprachgebrauch nur konstatieren und wird mit Versuchen, einer terminologischen Präzisierung wohl nur wenig Erfolg bei Verlagen und Fachwörterbuchautoren haben.

Dies entspricht letzten Endes nur einer anderen Weise zu sagen, dass man Textsortenkompetenz jeweils nur für kleinere Ausschnitte des Gesamtspektrums erwirbt, und zwar in bestimmten Handlungszusammenhängen durch den Umgang mit mehr oder weniger vielen Exemplaren verschiedener Textsorten. Für disziplinäre Gemeinschaften von Akademikern sind die Eckpunkte der Textsortennetze zwar immerhin noch relativ gut vergleichbar - es gibt überall diverse Arten von Nachschlagewerken, Monografien, Aufsätze, Bibliografien usw. Ihr Stellenwert ist aber je nach Disziplin, besonders zwischen Naturwissenschaften einerseits und Geistes- oder Gesellschaftswissenschaften andererseits bekanntlich sehr verschieden. Und um kompetent in einer ganz spezifischen (Sub-)Disziplin zu arbeiten, kommt es tatsächlich weniger auf die Kenntnis von Textsorten(bezeichnungen) als auf die von einschlägigen Werken und Organen an. Dennoch gibt es eben einen engen Zusammenhang zwischen beidem:

Wenn man nämlich die grundlegenden die Forschung aufbereitenden Werke einer Disziplin benutzt, wird man notwendigerweise auch mit deren (Unter-)Titeln konfrontiert, die in vielen Fällen eine Textsortenbezeichnung enthalten. Da nun sowohl das *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* als auch diverse andere Werke auch aus relevanten Nachbarwissenschaften im Titel die Ausdrücke *Reallexikon* oder *Realenzyklopädie* führen<sup>14</sup>, scheint mir die mangelnde Vertrautheit mit diesen Bezeichnungen/Sachen, die in der Befragung zum Ausdruck kommt, denn doch darauf schließen zu lassen, dass die in der Germanistik recht wichtig genommene Bücher- oder Hilfsmittelkunde<sup>15</sup> bei den Studierenden nicht im erwünschten Ausmaß ankommt.

### 3.2. Bibliografien und wo man sonst noch Literatur recherchiert

Dass entweder das Lernen von Textsortenbezeichnungen durch den Umgang mit Werken, die diese als Titelwort haben, doch nicht so selbstverständlich ist oder aber wichtige Referenzwerke von Studierenden nicht unbedingt benutzt werden, sieht man noch besser am Ausdruck *Referatenorgan*. Er ist übrigens in keinem gängigen Wörterbuch verzeichnet, erscheint aber bekanntlich im Untertitel der Bibliografie *Germanistik*. Bei ihm haben immerhin neun Personen eine 0 oder ein Fragezeichen eingetragen und nur jeweils zwei ihre Kenntnis mit 4 bzw. 5 bewertet.

Der Ausdruck/die Textsorte *Bibliografie* selbst ist den Studierenden dagegen fast so vertraut wie *Wörterbuch*, sie geben allerdings an, diese seltener zu benutzen. Erstaunlich ist wiederum, dass *Bibliografie* - auch bei der Frage nach der Rezeptionshäufigkeit und der (erwarteten) eigenen Produktion - besser abschneidet als *Fachbibliografie*, obwohl es ja nahezu auszuschließen ist, dass die Befragten andere als fachspezifische Bibliografien benutzen oder gar erstellen. Die Antworten erklären sich natürlich daraus, dass das Simplex (ebenso wie *Wörterbuch* und *Lexikon*) sehr viel häufiger ist als das Kompositum (vgl. <http://www.wortschatz.uni-leipzig.de/>) und der einfache/Oberbegriff auch für die fachspezifischen Werke gebraucht wird; die thematische Beschränkung ist ja normalerweise

---

<sup>14</sup> Angesichts dessen scheint mir die Entscheidung von Stary/Kretschmer (1994: 31) auch *Reallexikon*, das ausschließlich durch 'Sachwörterbuch' erläutert wird, mit einem ☞ zu versehen, nicht unbedingt angezeigt.

<sup>15</sup> Vgl. dazu ausführlicher Adamzik (2001c: Kap. II).

als Attribut ausgedrückt: *Lexikon der Sprachwissenschaft*, *Bibliographie der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft* usw.

Hinzu kommt allerdings in diesem Fall noch die Ambiguität von *Bibliografie*, wie sie z.B. im Duden rekonstruiert wird: Das Synonymwörterbuch verweist unter *Bibliographie* auf *Bücherverzeichnis*, *Literaturangaben* und *Schriftenverzeichnis*,<sup>16</sup> das Universalwörterbuch und Das große Wörterbuch erläutern *Schriftenverzeichnis* durch *Bibliographie* und *Literaturverzeichnis* bzw. *Literaturangabe[n]*.

Bei Listen von Publikationen gibt es im Synonymwörterbuch also keinen Sprachtipp wie bei *Wörterbuch/Lexikon*. Man hätte sich einen solchen auch hier gewünscht, denn die in den Wörterbüchern verwendeten Gleichsetzungen führen eher in die Irre. Dasselbe gilt für die Angaben aus dem Brockhaus. Die Enzyklopädie enthält einen ausführlichen Artikel zu *Bibliografie*, der diesen als 'Verzeichnis von Literaturnachweisen' erklärt, bei der Erläuterung von *Fach-* und *Allgemeinbibliografie* wird dagegen der Ausdruck *Literaturverzeichnis* verwendet (einen Eintrag dazu gibt es natürlich nicht). Der einbändige Brockhaus definiert *Bibliographie* als "Verzeichnis von Büchern und Zeitschriften [!]" und verwendet den Ausdruck *Literaturverzeichnis* nicht.

Eine Erklärung, die eine begriffliche Abgrenzung ins Auge fasst, findet sich wiederum in Wikipedia:

"Eine **Bibliografie** auch *Bibliographie* [...] ist ein eigenständiges Verzeichnis von Literaturnachweisen bzw. die Erstellung oder die Lehre von der Erstellung eines solchen Verzeichnisses. [...] Während die Monografie eine vollständige Abhandlung über einen Gegenstand beinhaltet, liefert die Bibliografie eine vollständige Übersicht der Literatur zu einem Gegenstand unter einem bestimmten Auswahlkriterium. [...] Bibliografien die als Teil eines anderen Werkes darin verwendete Literatur nachweisen, werden eher als Literaturverzeichnis bezeichnet."

(<http://de.wikipedia.org/wiki/Bibliografie> <10.07.2007>; Unterstreichungen von mir)

Ob man nun diesem Sprachgebrauch folgt oder nicht, für die Textsortenkompetenz ist es jedenfalls von zentraler Bedeutung, eine

<sup>16</sup> Der Ausdruck/die Textsorte Schriftenverzeichnis gehört übrigens zu denen, die den Befragten sehr schlecht vertraut sind. Gemeint war dies einerseits als Synonym zu *Publikationsverzeichnis*, das Akademiker ihren Bewerbungen beilegen und heutzutage zunehmend auf ihrer Homepage veröffentlichen, andererseits als Bestandteil von Festschriften (eine ebenfalls relativ schlecht bekannte Textsorte), in denen die Veröffentlichungen des Geehrten zusammengestellt sind.

eigenständige Textsorte dokumentarischen Charakters von einem Teiltex zu unterscheiden, in dem es lediglich darum geht, die in einem Text zitierte Literatur nachzuweisen. Dies ist wiederum etwas anderes als eine knappe Liste von Literaturhinweisen, die grundlegende Literatur für weitere Recherchen nennt/empfeht und typisch u.a. für Fachwörterbuchartikel ist.

Da die in Wikipedia erläuterte unterschiedliche Verwendung von *Bibliografie* und *Literaturverzeichnis* in der Regel (wenn auch oft nur implizit oder unsystematisch<sup>17</sup>) auch in der Anleitungsliteratur zum wissenschaftlichen Arbeiten zugrunde gelegt wird - für die Literaturrecherche empfiehlt man die Bibliografien, bei der Erläuterung der Bestandteile der zu schreibenden Arbeit erscheint als (vor-)letzter Punkt das Literaturverzeichnis - ist es doch etwas erstaunlich, dass sich dieser Sprachgebrauch in den Nachschlagewerken nicht wiederfindet. Aber auch hier gilt natürlich, dass die Textsortenbezeichnungen nicht standardisierbar sind und es außerdem viel entscheidender ist, über pragmatisch relevante Kenntnisse zu verfügen, in diesem Fall ganz besonders über die Vernetztheit. Denn Bibliografien erschöpfen sich ja in ihrem 'Sekundär'text-Charakter<sup>18</sup> und sind insofern das prototypische Beispiel für Vernetzung, als in ihnen Texte auch aller anderen Textsorten gesammelt werden und sie traditionellerweise als wichtigstes Mittel der Literatursuche vorgestellt werden.

So erläutern Stary/Kretschmer (1994: 22) unter *Bibliographie*: "Verzeichnis von Literatur-Nachweisen; unverzichtbare Werkzeuge wissenschaftlicher Arbeit. Es können unterschieden werden: Abgeschlossene und laufende [...] Bibliographien" und fügen dem den Hinweis hinzu: "Sie sollten sich auf jeden Fall einen Überblick über die für Ihr Fach wichtigsten Bibliographien verschaffen." Damit ist von vornherein klargestellt, dass für die wissenschaftliche Arbeit wirklich nur fachspezifische Bibliografien relevant sind (und nicht etwa z.B. die Deutsche Nationalbibliografie) und dass die Autoren dabei auch in erster Linie an das denken, was der Verfasser des Wikipedia-Eintrags

---

<sup>17</sup> Dies wird besonders deutlich in der kurz gefassten Anleitung aus dem Dudenverlag, wo als Bestandteil einer wissenschaftlichen Arbeit die Bibliografie angeführt wird (Niederhauser 2006: 28), das entsprechende Kapitel (7.3) jedoch mit *Literaturverzeichnis* überschrieben ist und es heißt: "Ein Literaturverzeichnis einer Arbeit ist nicht notwendigerweise eine groß angelegte Bibliografie des Themenbereichs, dem die Arbeit zuzurechnen ist" (ebd.: 47).

<sup>18</sup> Die Anführungszeichen sollen darauf hinweisen, dass die Grundlage für Bibliografien in den meisten Fällen andere Bibliografien oder sonstige Verzeichnisse sind.

im Auge hat, nämlich Werke, die eine "vollständige Übersicht der Literatur zu einem Gegenstand unter einem bestimmten Auswahlkriterium" liefern. Denn nur deren Menge ist überschaubar, so dass man sich überhaupt einen Überblick darüber verschaffen kann.

Diese relative Vollständigkeit wird nicht zuletzt dadurch erreicht, dass in den umfassenden Fachbibliografien die einschlägigen Zeitschriften des Faches ausgewertet werden, in der Bibliographie Linguistischer Literatur (BLL) sind es etwa 1000.<sup>19</sup> Das wiederum führt dazu, dass die noch immer in vielen Anleitungen zum wissenschaftlichen Arbeiten formulierte Regel, man müsse sich zunächst mit dem Forschungsstand vertraut machen und dazu die Fachbibliografien auswerten, mehr und mehr zu einem frommen (?) Wunsch wird. An die Stelle dieses Hinweises tritt jetzt auch öfter ein gewissermaßen entgegengesetzter Ratschlag:

"Mit welchem Gegenstand man sich auch immer auseinandersetzen mag, es ist weder nötig noch möglich, alle ihn betreffenden Texte zu erfassen" (Stary/Kretschmer 1994: 151).

"Man kann heute unendlich viel Zeit allein mit Literatursuche oder Bibliografieren verbringen. Wenn man darin perfektionistisch ist, schafft man es, in kürzester Zeit mehr Literatur anzuhäufen, als man in einem ganzen Studium zu lesen in der Lage ist. Deshalb ist es unbedingt nötig, den Umfang des Literaturstudiums einzugrenzen." (Kruse 2002: 212f.)

Wie kommt man nun aber von den großen periodischen Fachbibliografien zu einer Liste von Titeln, wie sie bei der Vorbereitung von Seminararbeiten oder Prüfungen erstellt wird? Denn auch diese Zusammenstellungen vom Typ der Prätexte assoziieren einige der Befragten offenbar mit dem Ausdruck *Bibliografie*, da sie angeben, solche bereits selbst produziert zu haben.

Bei dieser Frage wird m.E. am besten deutlich, welchen Nutzen die systematische Abgrenzung von Textsorten haben kann und ebenso der Versuch, bestimmte Bezeichnungen (mindestens für fachtextlinguistische Zusammenhänge) zu 'standardisieren', besonders wenn es um die Vermittlung handlungspraktischen Wissens geht. Denn bei der Aufgabe, aus der unüberschaubaren Menge von Literatur auszuwählen, und auch beim Bemühen, die Texte in einer geeigneten Art und Reihenfolge zu rezipieren, tut man gut daran, sämtliche Arten von Literaturhinweisen oder -listen zu berücksichtigen bzw. eine Vorstellung davon zu haben, welchen Typ von 'Bibliografie' (hier natürlich verstanden im weitesten Sinne) man vor sich hat.

---

<sup>19</sup> Vgl. <http://www.ub.uni-frankfurt.de/ssg/ling.html> <01.08.2007>.

Anders gesagt: bei der Literatursuche (besonders für kleinere Projekte, wie etwa Referate oder Seminararbeiten sie darstellen) sollte man gerade nicht (zunächst, bevorzugt oder gar ausschließlich) die für Literaturrecherchen spezialisierte Textsorte 'periodische Fach-Bibliografie' heranziehen, sondern auf Hinweise oder Listen zurückgreifen, in denen eine (sehr) enge Auswahl getroffen wird und/oder die angeführten Titel kurz charakterisiert werden.<sup>20</sup> Dies gilt, wie schon angedeutet, im Deutschen in der Regel für die Literaturhinweise in Fachwörterbuch-Artikeln, zunehmend für die in Einführungen in die Disziplin oder in Teildisziplinen, stellt ein wesentliches Charakteristikum für allgemeine Studienbibliografien dar, während Handbücher hier recht unterschiedlich verfahren und teilweise sehr umfangreiche und auch hoch spezialisierte Literatur verarbeiten. In diesem Fall kann man allenfalls, wenn überhaupt, aus dem Haupttext selbst entnehmen, welche der genannten Arbeiten als Klassiker, Meilensteine, forschungsaufbereitende Übersichten, Spezialstudien usw. anzusehen sind.

Das gilt natürlich auch für andere Arbeiten mit einem 'normalen', teilweise extrem umfangreichen Literaturverzeichnis. Ein routinierter Leser liest hier die Literaturangaben mit und ergänzt, erweitert, korrigiert, präzisiert seine Kenntnis über die Literaturlage, falls er nicht z.B. schnell feststellen sollte, dass dort nichts verarbeitet ist, was er nicht schon kennt oder von dem er weiß. Insofern halte ich die oben zitierte Unterscheidung von (wissenschaftlichen) Primär- und Sekundär- bzw. abgeleiteten Textsorten wirklich für problematisch, denn die 'reale Welt', auf die sich die sog. Primärtextsorten beziehen, ist eben größtenteils (auch) eine Textwelt. Dieser Sprachgebrauch befördert nur die Auffassung, wissenschaftliche Texte handelten unmittelbar von wissenschaftsunabhängig gegebenen Sachen, der man ohnehin schon oft genug entgegen treten muss.

Insgesamt dürfte es damit sinnvoller sein, das Bibliografieren nicht als eine bestimmte Phase bei der Erarbeitung eines Themas zu präsentieren, bei der man auf bestimmte Textsorten zurückgreift, sondern als eine Teiltätigkeit bei jeder Lektüre. Dass viele Anfänger diese unmittelbare Konsequenz aus der fundamentalen Vernetztheit wissenschaftlicher Texte nicht internalisiert haben, erkennt man z.B. daran, dass sie Literaturverzeichnisse teilweise gar nicht mitkopieren oder darin keine Anstreichungen vornehmen.

---

<sup>20</sup> Die Unkenntnis des Ausdrucks *Referatenorgan* könnte im Übrigen auch als Hinweis darauf interpretiert werden, dass die Studierenden genau dies tun und die *Germanistik*, zumal im linguistischen Kontext, eben nicht benutzen.

### 3.3. Was ist eigentlich eine Monografie?

Nachdem ich bislang Textsorten behandelt habe, die nicht gerade dem Prototyp eines Buches entsprechen, sondern eben eher zur selektiven Informationssuche dienen, komme ich zu dem Ausdruck, der vielleicht noch am ehesten auf ein 'normales Buch' referiert. Zugleich macht er aber auch die Ambiguität von Textsortenbezeichnungen und die Diskrepanz zwischen lexikalischem und handlungspraktischem Textsortenwissen besonders deutlich. Gemeint ist natürlich der Ausdruck *Monografie*. Dies ist ein durchsichtiges Wortbildungsprodukt oder scheint jedenfalls ein solches zu sein. Dasselbe gilt für die Lehnübersetzung *Einzeldarstellung*, durch die der Duden *Monografie* (mit dem Zusatzhinweis 'größere wissenschaftliche') erläutert.<sup>21</sup>

Die Befragten geben überwiegend an, eine ziemlich (7) bis sehr präzise (10) Vorstellung davon zu haben, allerdings meinen nur 6, regelmäßig solche Texte zu rezipieren und eine Person ergänzt als Kommentar, dass sie vielleicht noch nie eine Monografie gelesen habe. Diese Ergebnisse haben aber eigentlich gar keine Aufschlusskraft, da (außer bei diesem expliziten Hinweis) nicht ersichtlich ist, an welche von mindestens zwei sehr verschiedenen Lesarten die Befragten denken. Es stellt sich nämlich die Frage, welchen Sinn man dem Bestandteil *Mono-* bzw. *Einzel-* zuschreibt.

Die Brockhaus Enzyklopädie definiert: 'in sich abgeschlossene wissenschaftliche Abhandlung über *eine* Persönlichkeit oder einen *einzelnen* Gegenstand einer Wissenschaft in Form einer *Einzel*publikation (Buch)', womit das Determinans sowohl auf den Gegenstand als auch auf die Publikationsform bezogen wird.

Nicht nur aus textlinguistischer Sicht erscheinen einige Bestimmungsmerkmale überraschend. Denn dass Texte abgeschlossene und inhaltlich zusammenhängende, damit *einem* Gegenstand (natürlich ein höchst relatives Kriterium!) gewidmete Einheiten sind, dürfte doch wohl auch dem alltagssprachlichen Verständnis von *Text* entsprechen. Und sollte mit dem Hinweis '*eine* Persönlichkeit' wirklich gemeint sein, dass man zwar eine Monografie über Händel, nicht aber über die Komponisten des Barock schreiben kann? So irritierend diese Definitionsmerkmale sind, sie kehren regelmäßig wieder:

---

<sup>21</sup> Sowohl im Universalwörterbuch als auch im großen Duden. - Im Synonymwörterbuch kommt der Ausdruck übrigens merkwürdigerweise überhaupt nicht vor, weder als Eintrag noch bei den Synonymen z.B. zu *Buch*.

Stary/Kretschmer (1994: 30) beziehen *Mono-* sogar nur auf den Gegenstand, unterstellen allerdings zusätzlich eine bestimmte Behandlungsform bzw. Güte; sie definieren (gekürzt nach Wilpert 1989): 'in sich geschlossene, möglichst umfassende Darstellung eines einzelnen wissenschaftlichen Gegenstandes, eines speziellen Problems'. Was man sich unter einer möglichst umfassenden Darstellung vorzustellen hat, wird deutlicher in der Erklärung aus dem Metzler Literatur Lexikon von H. Weidhase, wo außerdem als Signifikat von *Mono-* auch noch die - verbreitete - Annahme hinzukommt, es handle sich um das Werk eines einzelnen Autors:

"Einzelschrift; im Unterschied zu Zeitschriften, Handbüchern, Kongressberichten oder Sammelwerken ('Buchbindersynthesen') ist die M. ein von einem Verfasser einem begrenzten Thema gewidmetes, abgeschlossenes Buch, das systematische, historische, biographische Informationen so vereint, daß zugleich Wissens- und Forschungsstand zum Zeitpunkt der Fertigstellung der M. in ihr dokumentiert werden. Der umfängliche und ganzheitl. Anspruch dieser Wissenschaftsgattung und ihre Herkunft aus dem Positivismus des 19. Jh.s haben die M. in jüngerer Zeit in den geistes- und gesellschaftswissenschaftl. Fächern seltener werden lassen, wogegen Wort und Sache in den Naturwissenschaften, namentl. der Biologie, noch verbreitet sind." (Schweikle/Schweikle 1990: 309)

Angesichts dessen, was man heutzutage gemeinhin über die Publikationsgewohnheiten verschiedener Wissenschaftszweige weiß (vgl. dazu weiter Kap. 4), kann der Hinweis, Monografien seien in Naturwissenschaften üblicher als in Geistes- und Sozialwissenschaften, nur überraschen. Relevant ist in unserem Zusammenhang jedoch v.a., dass hier wiederum sowohl thematisch-inhaltlich-funktionale Kriterien als auch publikationstechnische herangezogen werden, dass letztere jedoch ganz in den Hintergrund rücken. Dieser Auffassung folgt auch Gläser:

"Die Monographie als Textsorte der fachinternen Kommunikation ist eine in sich geschlossene, akademisch-wissenschaftliche Darstellung eines komplexen Fachgegenstandes, dessen Untersuchung neue Erkenntnisse vermittelt. Monographien zeichnen sich durch einen sehr hohen bis hohen Fachlichkeitsgrad aus und sind der exemplarische Nachweis für die Verwendung von Wissenschaftssprache; popularisierende oder didaktisierende Strategien sind für sie nicht charakteristisch. Sie sind Wissensspeicher und Orientierungswerke für den Erwerb von Spezialwissen und dokumentieren stets einen bestimmten Bearbeitungsstand einer Fachproblematik in der Theoriebildung und Methodologie. Die Verfasser von Monographien sind ausgewiesene Spezialisten, in der Regel Einzelautoren, obwohl, in Abhängigkeit vom Umfang und der Spezifik des Themas auch Gemeinschaftsmonographien mit interdisziplinärem Charakter üblich sind. Die Adressaten sind Wissenschaftler, hochqualifizierte Praktiker, aber auch

Studierende oder andere in einem Ausbildungsprozeß stehende Menschen, die Forschungsaufgaben, Produktions- und Leitungsprozesse oder andere Probleme im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß wissenschaftlich durchdringen müssen." (Gläser 1990: 60f.)

Gläser stellt allerdings selbst fest, dass dieser Ausdruck<sup>22</sup> auch anders verwendet wird, "die Abgrenzung zu anderen Fachtextsorten nicht unproblematisch ist" und insbesondere nach Sager et al. "weniger der Fachlichkeitsgrad als vielmehr die verlagstechnische Ergebnisform" (ebd.: 61) ausschlaggebend sei. Tatsächlich setzen diese Autoren den Schwerpunkt ganz anders, wenngleich auch sie noch Einzelautor oder Einzelgegenstand in der Erklärung erwähnen:

"Monograph is a special term in documentation and designates a physical entity rather than a form. It is a discrete work, of a certain minimum size by a single author or on a single subject. Any book or even manuscript, report, memo or essay, can be called a monograph [...] In more general use monograph denotes a substantial publication of the essay type, such as a thesis, a research paper or a learned article which exceeds the length normally accepted in periodicals and which is therefore published independently." (Sager et al. 1980: 169)

Diese verlagstechnische Bedeutung ist tatsächlich die auch im deutschen Sprachraum in der Bücherkunde bzw. in Bibliografien geläufige. Man begegnet ihr sowohl in der Anleitungsliteratur, wo für selbständige und unselbständige Schriften ein unterschiedliches Aufnahmeschema eingeführt wird, als auch in (besonders elektronisch verfügbaren) Bibliografien. So erlaubt die Suchmaske in der BLL die Spezifizierung des Dokumenttyps und bietet neben Monographien zur Wahl: Aufsätze (Sammelband), Aufsätze (Zeitschrift), Sammelbände, mehrbändige Werke, Zeitschriften. Die Detailanzeigen zu den Titeln in der Bibliografie zur deutschen Grammatik (BDG)<sup>23</sup> benutzen unter dem Deskriptor 'Typ' (neben *Aufsatz* und *Sammelband*) ebenfalls den Ausdruck *Monographie*.

Angeichts der offenkundigen Unklarheit des Begriffs ist es verständlich, dass die Autoren mancher Anleitungsschriften, so z.B. Niederhauser (2006), auf den Ausdruck *Monografie* lieber gleich ganz verzichten und stattdessen von *selbständiger Veröffentlichung* bzw. *Buch* sprechen. Ob den Rat Suchenden, denen er eben doch häufig begegnet, damit gedient ist, sei dahingestellt. Auch Kürschner (2007) verwendet, wenn ich recht gesehen habe, den Ausdruck *Monografie*

---

<sup>22</sup> Mir ist allerdings nicht klar geworden, ob dies nur für die englische Entsprechung *monograph* gelten soll.

<sup>23</sup> <http://hypermedia.ids-mannheim.de/pls/public/bib.ansicht> <10.08.2007>.

nur ein einziges Mal, ohne Erklärung, insgesamt aber in einer Weise, die den Bezeichnungs-Wirrwarr perfekt macht:

"Selbstständige Werke sind in der Hauptsache in Buchform erschienene Werke (Monografien und Sammelbände), aber auch Zeitschriften-Jahrgangsbände. Hierher gehören auch Videofilme [...]" (Kürschner 2007: 85).

Das ist keine idiosynkratische Festlegung; auch Krämer erklärt: "Das selbständige Werk ist jetzt [beim Nachweis von Zeitschriftenaufsätzen] die Zeitschrift" (Krämer 1994:139; vgl. auch 140f.).

In Kürschners Liste der Basisliteratur, die nur selbständige Werke in seinem Sinne erfasst, gliedert er u.a. nach inhaltlich-funktionalen Kriterien. Monografien im bibliothekstechnischen Sinne entsprechen die drei Gruppen Einführungen, Arbeits-, Lehr-, Studienbücher; Darstellungen und schließlich Populärwissenschaftliche Darstellungen (vgl. Kürschner 2007: 120f.). Wie man an den erläuternden Hinweisen zu diesen Gruppen unschwer erkennt und wie es für die Zusammenstellung von Basisliteratur ja auch nicht anders zu erwarten ist,<sup>24</sup> handelt es sich bei diesen Publikationsarten durchweg um wissens-/forschungsaufbereitende Werke, also unter dem Gesichtspunkt der Vernetzung sehr wohl um 'abgeleitete', Sekundär-, Tertiär-, ....-textsorten, jedenfalls nicht um eigentliche Forschungsliteratur.<sup>25</sup> Gibt es denn überhaupt (in relevantem Ausmaß) Forschungsliteratur in Buchform? Oder hat Niederhauser Recht, wenn er schreibt:

"Nur ein kleiner Teil der wissenschaftlichen Beiträge wird jedoch als eigenständiges Buch veröffentlicht. Die wissenschaftliche Literatur besteht hauptsächlich aus unselbstständig erscheinenden Publikationen. Wesentlich sind vor allem Artikel in wissenschaftlichen Zeitschriften" (Niederhauser 2006: 14).

<sup>24</sup> Vgl. zur Basisliteratur Adamzik (2001c: Kap. II).

<sup>25</sup> Aus der Befragung ist noch hinzuzufügen, dass - für mich zunächst erstaunlich - der Ausdruck (*Hochschul-*)*Lehrbuch* bessere Werte erzielt als *Einführung*, und zwar sowohl bei der Frage nach der Genauigkeit der Vorstellung als auch bei der nach Gebrauchshäufigkeit. Erstaunlich schien mir dies, weil die überwältigende Mehrheit von Büchern dieser Art (z.B. aus der Liste von Kürschner) *Einführung* als Titelwort benutzt. Ganz selten verwendet man in der Germanistik dagegen *Propädeutik*, *Kompendium* oder *Abriss* als Titelwort, und diese Ausdrücke - im Duden wechselseitig zur Erklärung benutzt - sind den Befragten denn auch überwiegend schlecht bzw. ganz unbekannt.

Bevor ich diese Frage in Kap. 4 wieder aufnehme, muss jedoch noch die andere Publikationsform, unselbständige Literatur, vorgestellt werden.

### **3.4. Aufsätze in Periodika und Sammelwerken**

Ebenso wie *Monografie* geben die Ausdrücke *Aufsatz*, *Artikel* etc. und auch *Sammelband*, *Zeitschrift* usw. keinen Aufschluss über Funktion, Zielgruppe, Thema oder sonst irgendetwas Interessantes; es sind im Grunde ebenfalls nur Bezeichnungen für Publikationsformen, die sehr unterschiedlichen Textsorten in einem präziseren Sinne entsprechen können. Oder anders gesagt: Auch hier konkurrieren teilweise Konzepte, die eher aus der Domäne der Dokumentalistik/Bibliothekswissenschaft/Bibliografierkunde stammen, mit textlinguistischen oder auch gemeinsprachlichen.

Bei den Aufsätzen macht man - lediglich zum Zwecke der Erläuterung der (korrekten) bibliografischen (und urheberrechtlichen) Erfassung - bekanntlich einen Unterschied zwischen Aufsätzen in Zeitschriften und in Sammelbänden, der ebenfalls nur sehr äußerliche Unterscheidungsmerkmale betrifft. Zeitschriften erscheinen periodisch (meist in drei bis vier Heften pro Jahr), Sammelbände in der Regel nicht; eine Zwischenstellung nehmen Publikationen vom Typ Jahrbücher ein, die meist von einer Institution getragen werden, als deren Publikationsorgan sie fungieren. So z.B. die Jahrbücher des Instituts für deutsche Sprache, die die Vorträge der Jahrestagungen dokumentieren und daneben Informationen über die Arbeit des Instituts im entsprechenden Jahr enthalten, einen sog. Jahresbericht.

Eine Zwischenstellung nehmen auch thematische Hefte von Zeitschriften ein, was denn auch zu Unterschieden in der bibliografischen Erfassung und bibliothekstechnischen Behandlung führt. So bringen z.B. die periodisch erscheinenden Organe *LiLi* (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik), *OBST* (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie) und *GermLing* (Germanistische Linguistik) grundsätzlich thematisch orientierte Einzelhefte heraus, die in Literaturverzeichnissen und Bibliografien teilweise unter dem Namen des Heftherausgebers oder des Titels verzeichnet sind, also als Sammelband behandelt werden. Manche Bibliotheken haben diese Zeitschriften abonniert und stellen sie zusammen bei den Periodika auf, in anderen werden nur Einzelhefte angeschafft, die dann unter der jeweiligen Sachgruppe aufgestellt sind. *ZGL* (Zeitschrift für germanistische Linguistik) und *DS* (Deutsche Sprache) gehören zu den Zeitschriften, die nur gelegentlich solche

Themenhefte herausbringen bzw. dabei sind, zu diesem Prinzip überzugehen.

Der Ausdruck/die Textsorte (Fach-)Zeitschrift gehört zu den bestbekanntesten (nur 5 und 6), *Periodikum* dagegen ist zwei Personen gänzlich unbekannt (0) und immerhin vier weiteren ziemlich unvertraut (1-3). Bei *Bulletin* haben gar jeweils sechs Befragte 0 bzw. 1 eingetragen. An Ausdrücken für Typen von Sammelwerken sind relativ schlecht bekannt *Anthologie*, *Kongress-/Tagungsakten* und *Festschrift*.

Die Grobheit der Fragestellung erlaubt natürlich keinen Aufschluss darüber, wie gut die Befragten eine Textsorte kennen, wenn ihnen die Bezeichnung dafür bestens vertraut ist. Bei Zeitschriften lässt sich an der Bekanntheit typischer Rubriken die Vertrautheit mit der Publikationsform ablesen. Dabei schneidet ganz besonders schlecht der Ausdruck *Miszellen/Miszellaneen* ab, bei Stary/Kretschmer auch mit einem 🐦 versehen und (wiederum gekürzt nach Wilpert) erklärt als 'vermischte Schriften, kleine Beiträge und Aufsätze vermischten Inhalts, zu verschiedenen Werken eines Autors, besonders in wissenschaftlichen Zeitschriften'. Nun hat allerdings z.B. die ZGL - ein für das befragte Publikum ja ziemlich relevantes Organ - eine solche Rubrik. Was diese beinhaltet, kann man allerdings nur durch Lektüre entsprechender Texte erfahren, in den Hinweisen für die Autoren geht es hier wie bei den anderen Rubriken nur um Angaben zum Umfang:

"Aufsätze sollen einen Umfang von 20 Druckseiten (ca. 25.000 Zeichen), Beiträge zur Rubrik „Diskussionen, Miszellen und Forschungsnotizen“ sollen in der Regel einen Umfang von 10 Druckseiten („Diskussionen“ und „Miszellen“; ca. 13.000 Zeichen) bzw. von einer Druckseite („Forschungsnotizen“; ca. 1500 Zeichen) nicht überschreiten. Berichte sind auf den Umfang von 6 Druckseiten (ca. 9000 Zeichen) begrenzt."  
([http://www.degruyter.de/journals/zgl/384\\_5432\\_DEU\\_h.htm](http://www.degruyter.de/journals/zgl/384_5432_DEU_h.htm) <10.06.2007>)

Bedenklicher als die weitgehende Unkenntnis des Ausdrucks *Miszellen* für 'kleine Beiträge' ist die Unvertrautheit mit den Ausdrücken/Textsorten Sammelbesprechung, Kongress-/Tagungsbericht und Buchanzeige. Rezensionen/Buchbesprechungen sind dagegen gut bekannt, die Ausdrücke werden jedoch von mehreren Personen nicht als synonym betrachtet, da sie unterschiedliche Antworten auf die Frage nach der Rezeptionshäufigkeit geben.

Ebenso wie Tageszeitungen oder Wochenblätter haben aber natürlich auch wissenschaftliche Periodika einen je individuellen Aufbau, umfassen teilweise unterschiedliche Textsorten und weisen unterschiedliche Produktions- und Distributionsbedingungen auf, so

dass man über Zeitschriften und auch deren Standardbestandteile, Aufsätze, ganz allgemeinen gesehen nur relativ wenig aussagen kann.

### 3.5. Vorläufiges Fazit

Ich befürchte, dass jeder, der ohnehin schon an der Nützlichkeit der Untersuchung von Bezeichnungen für Textsorten zweifelt, sich voll und ganz bestätigt sieht. Leider zwingen uns die Ergebnisse zugleich, den vertrauten Topos in Zweifel zu ziehen, Sprachteilhaber hätten umfangreiches Wissen über Textsorten und dies schlage sich in ihrer Kenntnis von entsprechenden Bezeichnungen nieder. Außerdem ändern die Befunde natürlich nichts daran, dass alle diese Ausdrücke mehr oder weniger häufig verwendet werden - nicht zuletzt in Titeln und Metatexten wie Besprechungen, Klappentexten<sup>26</sup>, Buchanzeigen usw. Sie können daher, zumal in fachtextlinguistischen Zusammenhängen, nicht ausgeblendet werden. Es ist aber wahrscheinlich ratsam, sie nicht (nur) in Glossaren zu erläutern, sondern ihre Erklärung in eine Darstellung des Wissenschaftsbetriebs einzubetten. Dazu gehört, wie Weinrich es ausdrückt,

"in jedem Einzelfall auch, wenn ich es mit einem aus der Theologie stammenden Begriff sagen darf, der 'Sitz im Leben', das heißt ganz untheologisch: das Insgesamt der situativ-pragmatischen Bedingungen, unter denen eine wissenschaftliche Wahrheit, wenn es denn eine Wahrheit ist, zu ihren Adressaten findet" (Weinrich 1995: 158).

Diesem Ziel dient die folgende Skizze.<sup>27</sup>

---

<sup>26</sup> Das ist übrigens, für mich erstaunlich, ebenfalls ein relativ schlecht bekannter Ausdruck und zugleich ein Beispiel dafür, dass man durchaus routiniert mit einer Textsorte umgehen kann, ohne zu wissen, wie man sie bezeichnet - es ist ja nicht anzunehmen, dass Studierende ausgerechnet das einzige, was man lesen kann, ohne ein Buch auch nur aufzuschlagen, nicht zur Kenntnis nehmen.

<sup>27</sup> In linguistischen Arbeiten findet man derlei meist nur in Nebenbemerkungen, in denen das Wissen um die Zusammenhänge meist schon vorausgesetzt wird. Sehr hilfreich sind dagegen Erfahrungsberichte von Wissenschaftlern; an solchen möchte ich die Sammlung von Narr/Stary (1999) und Becker (2000) empfehlen.

## 4. Wissenschaftliche Textsorten in Handlungszusammenhängen

Wie entstehen wissenschaftliche Texte? Außenstehende mögen denken: Jemand forscht und denkt vor sich hin, kommt zu ihm hinreichend innovativ erscheinenden Ergebnissen - und schreibt ein Buch oder einen Aufsatz. Dergleichen mag auch heutzutage noch vorkommen, es ist aber für das Arbeiten von Wissenschaftlern extrem untypisch. Wissenschaft findet in Institutionen statt. Das sind einerseits Universitäten, andererseits außeruniversitäre Forschungseinrichtungen, die ebenfalls überwiegend von der öffentlichen Hand finanziert werden.

Außerdem gibt es natürlich auch Forschungsabteilungen in privatwirtschaftlichen Unternehmen. Von den Investitionen her gesehen sind diese sogar weit wichtiger. Nach dem Bundesministerium für Bildung und Forschung wurden im Jahr 2005 etwa zwei Drittel der Aufwendungen für Forschung und Entwicklung von Unternehmen, knapp ein Drittel von Bund und Ländern aufgebracht.<sup>28</sup> Allerdings handelt es sich bei diesen Investitionen der Wirtschaft um in erster Linie der Produktentwicklung dienende sog. angewandte Forschung. Die dieser gegenüber gestellte sog. Grundlagenforschung wird dagegen nahezu ausschließlich staatlich finanziert.

Der Unterschied lässt sich unmittelbar an der für angewandte Forschung charakteristischen Textsorte Patentschrift ablesen. Beim Deutschen Patent- und Markenamt wurden im Jahr 2006 gut 60000 Patentanmeldungen eingereicht. Knapp 60% davon entfallen auf 3,8% aller Anmelder, das sind meist Großunternehmen. Nur gut 9% stammen von individuellen Erfindern, die Hochschulen haben 2006 insgesamt ganze 645 Patentanmeldungen eingereicht (DPMA 2006: 12f.).

Die privatwirtschaftlich finanzierte Forschung wird im Folgenden außer Acht gelassen; für die Geisteswissenschaften, die im Weiteren im Vordergrund stehen sollen, spielt sie natürlich quasi überhaupt keine Rolle. Aber auch die Frage, welche Forschung im universitären Kontext und welche an außeruniversitären Einrichtungen durchgeführt wird, ist stark durch die Fachrichtungen geprägt. In Deutschland gibt es vier wichtige Gemeinschaften, in denen jeweils mehrere Forschungsinstitute zusammengeschlossen sind (insgesamt mehr als

---

<sup>28</sup> BMBF, Rubrik Haushalt, <http://deutschland.dasvonmorgen.de/de/96.php> <19.07.2007> mit Verweis auf BMBF (2005).

200): Die größte von ihnen ist die Hermann von Helmholtz-Gemeinschaft mit naturwissenschaftlich-technisch und biologisch-medizinisch ausgerichteten Forschungszentren. Die Fraunhofer-Gesellschaft betreibt industriennahe anwendungsorientierte Forschung im technisch-naturwissenschaftlichen Bereich (und erhält auch nur ca. 30% ihrer Aufwendungen als Grundfinanzierung von Bund und Ländern). Die Max-Planck-Gesellschaft und die jüngste - im Zuge der Wiedervereinigung entstandene und unter diesem Namen erst seit 1997 existierende - Einrichtung, die Leibniz-Gemeinschaft, in die die Akademien der DDR eingegangen sind, haben auch eine *Geistes-, Sozial- und Humanwissenschaftliche Sektion* bzw. eine Sektion *Geisteswissenschaften und Bildungsforschung*. Zu letzterer gehört auch das Institut für deutsche Sprache in Mannheim. Insgesamt gesehen, sind diese Fachgruppen allerdings in den genannten Institutionen nur schwach vertreten oder anders gesagt: Geisteswissenschaftliche Forschung findet fast ausschließlich im universitären Rahmen statt.

Das hat nun gewichtige Auswirkungen auf die Textwelt: Auftrag der Universitäten ist bekanntlich neben der Forschung die Lehre. Aus ihr geht aber auch ein Teil der Veröffentlichungen hervor, und zwar insbesondere solche in Buchform. Damit komme ich zurück auf die in 3.3. aufgeworfene Frage nach wissenschaftlichen Monografien, gehe aber zunächst auf den Karrierebeginn ein.

Wer als Wissenschaftler arbeiten will, muss zunächst eine Universitäts- oder Hochschulausbildung absolvieren und diese in der Regel mit dem höchsten akademischen Grad, dem Dokortitel, abschließen, was wiederum meist einen anderen Grad (Diplom, Magister, jetzt Bachelor und Master) voraussetzt. Bei der Dissertation handelt es sich um eine individuelle Qualifikationsschrift/-arbeit<sup>29</sup>, daher auch notwendigerweise um individuelle Autorschaft. Mit der Vergabe des Dokortitels wird die Fähigkeit zur eigenständigen wissenschaftlichen Arbeit bestätigt, die Arbeit muss neue Forschungsergebnisse enthalten und publiziert oder mindestens öffentlich zugänglich gemacht werden.

Eine weitere Stufe ist die Habilitation, mit der die Lehrbefähigung (auf professoralem Niveau) bescheinigt und bestätigt wird, dass der Habilitierte sein Fach in voller Breite in Forschung und Lehre vertreten kann. Schon der Charakter der Doktorarbeit ist fachspezifisch sehr

---

<sup>29</sup> Diese Oberbegriffe, meist nur i.e.S. für Dissertationen und Habilitationsschriften verwendet, sind in geläufigen Nachschlagewerken nicht verzeichnet und mehr als der Hälfte der Befragten ziemlich bis gänzlich (11 Antworten) unvertraut.

unterschiedlich - nur in den Geistes- und Sozialwissenschaften handelt es sich heute notwendigerweise um Schriften in Buchumfang. Bei den Publikationen, die die Grundlage für die Habilitation bilden, ist der Unterschied noch größer, denn hier besteht kein rechtlicher Zwang zur Veröffentlichung. Wie eine Studie der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu *Publikationsstrategien im Wandel?* ergibt - sie beruht auf einer Umfrage unter mehr als tausend Wissenschaftlern - spielt aber in den Geistes- und Sozialwissenschaften "die Habilitation bzw. das sog. zweite Buch nach wie vor eine bedeutende Rolle" (DFG 2005: 9). In dieses Werk wird jahrelange, ebenfalls individuelle Forschung investiert (das Durchschnittsalter der Habilitierten lag 2005 im Bereich Sprach- und Kulturwissenschaften bei knapp 42 Jahren), und bei solchen Werken handelt es sich wohl noch am ehesten um Monografien im oben erläuterten Sinne einer 'möglichst umfassenden Darstellung eines speziellen Problems'.

Die DFG-Studie zeigt weiter, dass in dieser Fächergruppe auch bei der Rezeption neben Monografien Beiträge in Sammelbänden und Rezensionen ein teilweise erheblich größeres Gewicht haben als in anderen Disziplinen (vgl. ebd.: Tab. 3.01 und 3.02). Der (kurze) Zeitschriftenaufsatz spielt hier also längst nicht die zentrale Rolle, die ihm in den Naturwissenschaften zukommt.<sup>30</sup> Zusammenfassend heißt es in der DFG-Studie zu den Publikationsgewohnheiten der verschiedenen Disziplingruppen:

"Von den eher durch Zeitschriftenpublikationen bestimmten Natur- und Lebenswissenschaften hebt sich zum einen die Buchkultur der Geistes- und Sozialwissenschaften, zum anderen die Wissensvermittlung der Ingenieurwissenschaften ab, die ihre Forschungsergebnisse eher in Tagungsbänden publizieren." (DFG 2005: 9)

Geisteswissenschaftler lesen offenbar mehr (und auch mehr verschiedene Textsorten) - wen könnte das wundern?

Wenn nicht die Habilitation, so ist doch das zweite Buch für Geisteswissenschaftler nahezu unvermeidlich, wenn sie eine Hochschulkarriere anstreben. Für nicht wenige ist dies aber auch das letzte Buch, das sie schreiben. Denn so viel Zeit und Arbeit, wie man in eine (teilweise durch Stipendien finanzierte) Habilitationsschrift investiert, kann man einfach gar nicht mehrfach in einem auch sonst arbeitsintensiven Berufsleben aufbringen. Weitere Bücher dieses Typs produzieren daher eher wieder ältere Wissenschaftler, oft erst nach der Emeritierung.

---

<sup>30</sup> Vgl. dazu auch den sehr instruktiven Artikel von Weinrich (1995).

Nun ist es mit dem Schreiben solcher Bücher und ihrer Annahme durch die Fakultäten - zum ganzen Procedere gehören natürlich noch viele weitere Vor-, Nach- und Umtex te, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann - nicht getan. Es ist notwendige Voraussetzung für eine erfolgreiche Bewerbung auf eine Professur, aber beileibe nicht hinreichend. Einige Empfehlungen aus einem Mentoring-Projekt der Universität Zürich machen dies sehr gut deutlich:

"Bereiten Sie sich schon während Ihrer Dissertation, Ihrer Habilitation vor auf eine mögliche zukünftige Bewerbung. Die Vorstellung "Jetzt mache ich mal die Habil und nachher schaue ich weiter" ist gefährlich. [...]

Natürlich dürfen Sie in der Bewerbungsphase fachlich nicht Stehenbleiben [sic]. Erarbeiten Sie sich weitere Fachgebiete, besuchen Sie Kongresse, publizieren Sie. [...]

Sehr wichtig in der Habil-Phase: Gehen Sie unbedingt raus aus der Uni, nehmen Sie an Tagungen teil, machen Sie Ihr Gesicht bekannt, präsentieren Sie Ihre Kompetenz, gewinnen Sie als Person Sympathien.

Wenn für eine ausgeschriebene Professur 40-120 Bewerbungen eingehen, ist es von entscheidendem Nutzen, wenn Sie bekannt sind.

Zum thematischen Spektrum: Festzustellen ist ein Trend, die zweite Qualifikationsschrift zu einem anderen Gebiet zu schreiben. Legen Sie einen zweiten inhaltlichen Schwerpunkt fest und bauen Sie ihn aus. Achtung: Zu viele thematische Schwerpunkte können sich negativ auswirken (bzw. unglaublich wirken)"<sup>31</sup>

Nicht erwähnt ist hier, dass die erarbeiteten Texte ja auch noch publiziert und möglichst bekannt werden müssen. Natürlich kann man heutzutage einfach alles privat ins Netz stellen. Das hilft aber nichts, denn es kommt nicht nur darauf an, dass man (viel) publiziert - nach dem bekannten Slogan *publish or perish* - es sollte möglichst auch in renommierten Verlagen, Reihen und Zeitschriften erscheinen, und zu denen haben 'Anfänger' zunächst einmal schwer Zugang, zumal für ihre Qualifikationsschriften, denn diese lassen sich - wegen der für die Qualifizierung notwendigen großen Spezialisierung - nur sehr schlecht verkaufen. Mit wissenschaftlichen Texten lässt sich nämlich wirklich kein Geld verdienen, im Gegenteil: man muss oft zuzahlen. So stehen soeben Promovierte oft vor folgender Frage: Soll ich meine Arbeit kostenfrei oder kostengünstig - z.B. im Eigenverlag der Universität oder bei einem auf die preiswerte Veröffentlichung von Hochschulschriften spezialisierten Verlag publizieren? Oder soll ich sie einem renommierten Verlag anbieten (der sie zunächst einmal

---

<sup>31</sup> PRO→WISS: Professionelle Unterstützung der wissenschaftlichen Laufbahn von Frauen  
<http://www.prowiss.uzh.ch/infos/phasen/ziel/bewerb.html> <01.08.2007>

akzeptieren muss), einen Druckkostenzuschuss von mehreren tausend Euro bezahlen oder aufzutreiben suchen (dafür sind wieder Anträge an Förderinstitutionen zu stellen), um im Gegenzug nebst dem Renommee auch gute Werbung und vielleicht sogar eine gute Lektorierung und Drucklegung zu erlangen? Dafür allerdings auch einen gleichwohl hohen Ladenpreis in Kauf nehmen, der vielleicht dazu führt, dass nicht einmal viele Bibliotheken, geschweige denn Kollegen, das Buch dann kaufen? Der aufgrund geringer Absatzchancen hohe Preis wissenschaftlicher Texte führt nämlich

"zu der paradoxen Situation, dass Publikationen, die überhaupt nur durch öffentliche Gelder erarbeitet werden konnten, erneut mit staatlichen Mitteln angekauft werden müssen, wobei die Kosten für Ankauf und Bereitstellung wissenschaftlicher Literatur in Hochschulbibliotheken und anderen Einrichtungen in den letzten zehn Jahren rapide gestiegen sind. Als Reaktion auf dieses weltweit zu beobachtende Paradox, dessen Folgen sich u.a. in der Abbestellung von Zeitschriften und einem verringerten Kauf von Monographien in den Bibliotheken zeigen, gaben Wissenschaftler den Slogan 'Science back to the Scientists' aus, der in nuce den ideologischen Hintergrund der sog. Open Access Bewegung bildet." (DFG 2005: 11)

Dieses 'Open-Access-Prinzip', der entgeltfreie Zugang zu im Internet bereitgestellten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung, war auch der Anlass für die DFG-Studie. Im Kap. 5, in dem es um die Kostenaspekte wissenschaftlichen Publizierens geht, werden leider nur die Zuschüsse behandelt, die bei der Veröffentlichung von Zeitschriftenaufsätzen anfallen. Derartiges kommt in den Geisteswissenschaften fast gar nicht vor, ist aber in den Naturwissenschaften "weithin üblich" und in den Lebenswissenschaften sogar eher als Normalfall zu betrachten: "82 Prozent der Mediziner und 75 Prozent der Biologen haben die Veröffentlichung ihrer Arbeiten bezuschussen müssen", und zwar "überwiegend im Bereich bis zu 500 Euro", vereinzelt aber auch "bis zur Höhe von 4.800 Euro" (DFG 2005: 54).

Geisteswissenschaftlern, die oft über die hohen Druckkostenzuschüsse für Monografien und auch Sammelbände stöhnen, mag dies ein kleiner Trost sein, besonders wenn sie bedenken, wie viel Zuschuss da pro Seite anfällt. Denn die Veröffentlichungen in den 'Zeitschriften-Disziplinen' sind ja auch noch besonders kurz, oft weit unter 10 Seiten. Und das, obwohl sie eher selten nur einen einzigen Autor haben, oft mehr als drei - wiederum etwas, was bei Aufsatzpublikationen in den Geisteswissenschaften fast nicht vorkommt.

Die ganz unterschiedlichen Publikationsbedingungen in verschiedenen Wissenschaftsbereichen schlagen sich auch in einer

speziellen Textsortenbezeichnung nieder. Denn Zeitschrift ist nicht gleich Zeitschrift. In den 'eher durch Zeitschriftenpublikationen bestimmten Wissenschaften' muss man nämlich einen grundlegenden Unterschied zwischen sog. referierten und nicht-referierten Zeitschriften machen. Reputation erlangt man durch die Veröffentlichungen im ersten Typ, denn dabei werden die Artikel einer strengen Qualitätskontrolle unterworfen, dem sog. Peer Review.<sup>32</sup> Die Artikel, die die Autoren bei der Zeitschrift einreichen, werden zunächst vom Herausgeber(gremium) vorgeprüft und bei hinlänglicher Qualität (eventuell anonymisiert) an Experten zur Begutachtung weitergegeben, die sich dann gegen oder für eine - ggf. überarbeitete - Publikation aussprechen.

Selbstverständlich werden auch in den Geisteswissenschaften eingereichte Manuskripte geprüft, auf jeden Fall von den Herausgebern, zunehmend aber auch von außenstehenden Gutachtern. Denn die 'Zeitschriften-Disziplinen', weitgehend deckungsgleich mit den 'Nobelpreis-Disziplinen', haben eine Leitbildfunktion, ihre Standards und ihre Vorgehensweise werden daher auf andere Wissenschaftsbereiche übertragen - soweit das denn möglich ist. Ein Begutachtungsverfahren lässt sich relativ leicht einrichten, und die Geldgeber fordern so etwas auch als inzwischen etablierten Standard ein. Was sich allerdings konkret dahinter verbirgt, ist eine ganz andere Frage.

In gewisser Weise hängt das Renommee einer Zeitschrift von der Ablehnungsquote ab: Je schwieriger es ist, dort etwas unterzubringen, desto anspruchsvoller das Organ. Das kann allerdings nur funktionieren, wenn es hinreichend viele Anfragen gibt. In Bezug auf die verschiedenen Wissenschaftskulturen scheint es mir nicht abwegig zu sein zu sagen, dass im einen Fall Wissenschaftler um die knappe Ressource Publikationsraum in einer referierten Zeitschrift konkurrieren, während es im anderen Fall - wo andere Veröffentlichungsmöglichkeiten eine viel größere Rolle spielen - auch vorkommen kann, dass Zeitschriften/Herausgeber um die knappe

---

<sup>32</sup> Das ist eine Begutachtung, der Ausdruck *Peers*, d.h. ebenbürtige, gleichrangige Kollegen, soll verdeutlichen, dass es sich eben nicht um die Gutachten von Betreuern, Doktor'eltern' usw., handelt, wie sie bei den Qualifikationsschriften erstellt werden. - Auch zu diesem Verfahren (und seiner Problematik) kann man Wikipedia-Artikel (mehrfach eingesehen im Juli 2007) - besonders ausführlich ist die englische Version - empfehlen. Vgl. dazu (mit weiterer Literatur auch zu anderen Formen von Gutachten) Kretzenbacher/Thurmair (1992 und 1995). Sehr anschaulich wird es in dem auch sonst empfehlenswerten Artikel des Geologen Ibbeken (1999) geschildert.

Ressource hochwertiger Artikel konkurrieren. Eindeutig gilt für die oben erwähnten thematischen Hefte, dass die Initiative für die Publikation nicht vom Autor, sondern von den Agenten des Publikationsorgans ausgeht.

Zur Bestimmung der Bedeutung von Zeitschriften, die Qualitätskriterien der Bibliometrie genügt, der statistischen Auswertung von Publikationen, benutzt man allerdings ein anderes Kriterium als die Ablehnungsquote, den sog. Impaktfaktor (meist in der englischen Form verwendet und oft abgekürzt als IF). Er beruht auf der Berechnung der in Zitationsdatenbanken (*citation indices*) erhobenen Häufigkeit, mit der Artikel aus dieser Zeitschrift anderswo zitiert werden. Man kann sich leicht vorstellen, dass solche sehr weit unten in der gestuften Abgeleitetheit von Texten stehenden Meta-Meta-Meta...-'Texte', die ihrerseits wieder sehr viel Aufwand und Geld kosten, sich nicht für alle Wissenschaften gleich gut eignen und auch längst nicht für alle erstellt werden. Für die Buchkultur der Geisteswissenschaften ist dieses Verfahren denkbar ungeeignet, u.a. weil hier die meisten Texte eine viel längere Lebensdauer haben und nicht nach zwei, drei Jahren durch die neuere Forschung schon völlig überholt sind.<sup>33</sup>

Ganz vergleichbar ist der Konkurrenzdruck, unter dem Wissenschaftler stehen, dagegen für eine andere knappe Ressource, sog. Drittmittel. Das sind Forschungsgelder, die von Dritten (im Sinne von 'Außenstehenden') bereitgestellt werden, d.h. die nicht in der Grundfinanzierung der Trägerinstitution vorgesehen sind und die für punktuelle (mitunter allerdings doch langfristige) Forschungsvorhaben vergeben werden. Umfangreiche Programme solcher Forschungsförderung werden wiederum von staatlichen Institutionen wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft getragen. Zusätzlich zur sog. "Einzelförderung im Normalverfahren", die noch immer "den Kern der Forschungsförderung durch die DFG" bildet<sup>34</sup> - auf Antrag gewährte Sachbeihilfen, Forschungssemester u.ä. - wurden im Laufe der Zeit Instrumentarien einer gezielten Förderstrategie entwickelt: Seit 1953 Schwerpunktprogramme, seit 1968 Sonderforschungsbereiche, seit 1990 Graduiertenkollegs, seit 2001 Forschungszentren. Ins Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit getreten ist v.a. die Exzellenzinitiative (seit 2005). Dabei wird zunächst um Antragsskizzen gebeten, aus denen in einem mehrstufigen Verfahren durch international besetzte Gutachter-Gremien ausgewählt

---

<sup>33</sup> Vgl. zu der unterschiedlichen historischen Tiefe Weinrich (1995).

<sup>34</sup> <http://www.dfg.de/forschungsfoerderung/einzelfoerderung/index.html>  
<23.07.2007>.

wird. Entsprechende Ausschreibungen werden zunehmend auch von der EU initiiert.

Für alle Formen der Förderung gibt es natürlich Merkblätter und Formulare und ein Blick auf die entsprechende Liste<sup>35</sup> dürfte jeden Zweifel daran zerstreuen, dass die Vernetztheit von Texten im Wissenschaftssektor sich nicht in erster Linie in Zitaten und Bibliografien niederschlägt und etwa hinter der Komplexität des Gesetzgebungsverfahrens oder gar der Schadenregulierung bei einem Autounfall zurückstände. Die ausgefüllten Formulare, die eigentlichen Projektskizzen und -anträge, die Gutachten und Bescheide, die Zwischen- und Schlussberichte, die wiederum begutachtet werden, all dies ist normalerweise öffentlich nicht zugänglich, lagert in den Archiven des Wissenschaftsbetriebs<sup>36</sup> und wird vielleicht selbst einmal Gegenstand der (linguistischen) Erforschung dieses Phänomens.

Mit diesen Hinweisen zur Ausschreibung von Projekten der Drittmittelforschung sind wir ganz weit weg vom Endprodukt des wissenschaftlichen Textes. Zumindest aus den bewilligten Projekten sollten solche aber natürlich schließlich hervorgehen. Wir haben also zunächst die Konstellation 'Geldgeber sucht Forscher' vor uns; die Konstellation 'Autor sucht Publikationsort' ergibt sich dagegen ebenso wie bei den Qualifikationsschriften großenteils erst in der Spätphase des Projekts oder sogar in dessen Nachfeld. Zwischen beidem liegt nun noch das weite Feld des disziplinären Wissenschaftsbetriebs. Zwar hatte ich in 2.1. die Fachkollegen als eine virtuelle Gemeinschaft bezeichnet, aber diese organisiert sich selbstverständlich auch als reale, und zwar v.a. in Form von (nationalen oder internationalen) Fachgesellschaften.

Diese veranstalten regelmäßig Tagungen, auf denen die Forscher sich auch persönlich begegnen können (vgl. dazu die oben zitierten Hinweise aus dem Zürcher Monitoring-Projekt) und auf denen sie sich über ihre aktuellen Forschungen austauschen. Diese Veranstaltungen sind (im Gegensatz zu vielen anderen Kolloquien, zu denen man eingeladen werden muss) meistens auch für Nicht-Mitglieder offen und im Prinzip für Studierende zweifellos eine sehr gute Gelegenheit, den Forschungsbetrieb kennen zu lernen. Allerdings wohl keine sehr

---

<sup>35</sup> <http://www.dfg.de/forschungsfoerderung/formulare/gesamt.html>  
<01.08.2007>.

<sup>36</sup> Eine Ausnahme bildet die Leibniz-Gemeinschaft, die ihre Einrichtungen alle sieben Jahre evaluiert und unter 'Senatsstellungen' die End-Dokumente bereitstellt (<http://www.wgl.de/extern/evaluierung/index.html>, <01.08.2007>).

realistische 'Empfehlung', nicht zuletzt weil die Teilnahme wieder mit Kosten verbunden ist, besonders wenn die Veranstaltung nicht gerade an der Heimatuni stattfindet.

Meine Befragung ergab jedenfalls, dass die Ausdrücke *Kolloquium*, *Konferenz*, *Kongress* zwar überwiegend gut bekannt sind, aber nur wenige Befragte angeben, an solchen Veranstaltungen (gelegentlich) teilzunehmen. Das erklärt auch, wieso sie überwiegend wenig oder nichts mit den Ausdrücken *Sektionsvortrag*, *Korreferat* und *Kongress-/Tagungsbericht* bzw. *-akten* anzufangen wissen. Dass die Frage nach *Plenarvortrag* gute, die nach *Poster* sehr gute Ergebnisse erzielte, führe ich darauf zurück, dass man bei beidem auch oder sogar eher an anderes denkt als an Textsorten im Zusammenhang mit Fachtagungen.

Nicht erfragt war *call for papers*,<sup>37</sup> eine charakteristische Textsorte bei der Organisation von Konferenzen, die der Konstellation 'Tagungsorganisator/Sektionsleiter sucht Vortragswillige' entspricht. Auf diesen Aufruf hin reicht man Vorschläge ein, aus denen dann wieder in einem Begutachtungsverfahren ausgewählt wird. Auf weitere Ausführungen zu Konferenzen muss hier verzichtet werden, eine schematische Übersicht findet sich andernorts (Adamzik 2001c: 46ff.).

Auf den Fachtagungen trifft man übrigens auch Vertreter der Fachverlage, die dort ihre (neuesten) Publikationen vorstellen und in Kontakt mit (potenziellen) Autoren treten. Und dabei kommt es auch vor - mit diesem Ausblick auf die spätere Phase einer wissenschaftlichen Laufbahn soll diese in vielen Teilen für Forschungsanfänger wohl entmutigende bis erschreckende Skizze enden -, dass ein Verleger einen Autor sucht und ihm gar ein (wenn auch meist recht bescheidenes) Honorar zahlt. In der Tat: Wenn man sich einen gewissen Namen gemacht hat, als Spezialist für ein Gebiet bekannt ist, dann ist man gefragt, wird man gebeten, doch etwas zu schreiben. Meist kommen die Anfragen von den Herausgebern von Sammelbänden, thematischen Zeitschriftenheften, Handbüchern, Lexika.

Und Bücher - können die auch so zustande kommen? Schon, allerdings kaum Monografien im Sinne einer wissenschaftlich gediegenen umfassenden Abhandlung über ein Spezialthema. So etwas verkauft sich eben nicht, und deswegen wird einen kein Verleger darum bitten, es zu schreiben. Was sich gut verkauft, ist

---

<sup>37</sup> Auch nicht einer der wohl noch weniger klaren Eindeutschungsvorschläge wie *Beitragsersuch*, *Vortragsaufwurf* oder die recht umständlichen Syntagmen *Aufforderung zur Beitragseinreichung*, *Aufforderung zur Einsendung von Beitragsvorschlägen*.

Populärwissenschaft, allerdings wirklich gut in der Regel auch nur dann, wenn es so populär ist, dass es wissenschaftlichen Ansprüchen nicht mehr genügt - und damit auch von einem Wissenschaftsverlag nicht erfolgreich vermarktet werden kann. Was bleibt? Genau das, was unter 3.3. als wissens-/forschungsaufbereitende Literatur in bibliothekstechnisch monografischer Form angeführt wurde: Einführungen, Arbeits-, Lehr-, Studienbücher und gemäßigt popularisierende Darstellungen. Also im Sinne der Vernetzung abgeleitete oder Sekundärtexte.

## Literatur

- Adamzik, Kirsten 1995: Textsorten – Texttypologie. Eine kommentierte Bibliographie. Münster.  
[www.unige.ch/lettres/alman/de/enseignants/linguistique/adamzik/arbeitskreis-textsorten/](http://www.unige.ch/lettres/alman/de/enseignants/linguistique/adamzik/arbeitskreis-textsorten/) <12.09.2018>.
- Adamzik, Kirsten 2000: Was ist pragmatisch orientierte Textsortenforschung? In: Kirsten Adamzik (Hg.): Textsorten. Reflexionen und Analysen. Tübingen, 91-112.
- Adamzik, Kirsten 2001a/2018: Ist die Linguistik eine „anglophon geprägte“ Disziplin? Eine Analyse am Beispiel der Fachsprachforschung. In: Felix Mayr (Hg.): Language for Special Purposes: Perspectives for the New Millennium. Tübingen, Vol. 1, 3-35; korr. Version:  
[https://www.unige.ch/lettres/alman/files/1615/2759/8164/Adamzik-Ist die Linguistik eine anglophon gepragte Wissenschaft-korrigiert-2018.pdf](https://www.unige.ch/lettres/alman/files/1615/2759/8164/Adamzik-Ist%20die%20Linguistik%20eine%20anglophon%20gepraegte%20Wissenschaft-korrigiert-2018.pdf) <12.09.2018>.
- Adamzik, Kirsten 2001b: Die Zukunft der Text(sorten)linguistik. Textsortennetze, Textsortenfelder, Textsorten im Verbund. In: Ulla Fix/Stephan Habscheid/Josef Klein (Hg.): Zur Kulturspezifität von Textsorten. Tübingen, 15-30.
- Adamzik, Kirsten 2001c: Kontrastive Textologie. Empirische Untersuchungen zur deutschen und französischen Sprach- und Literaturwissenschaft. Tübingen.
- Adamzik, Kirsten 2004: Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen.
- Adamzik, Kirsten 2016: Textlinguistik. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven. 2., völlig neu bearb., akt. und erw. Neuauflage. Berlin/Boston.
- Beaugrande, Robert-Alain de / Dressler, Wolfgang Ulrich 1981: Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.
- Becker, Howard S. 2000: Die Kunst des professionellen Schreibens. Ein Leitfaden für die Geistes- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M./New York, 2. Aufl., (amerik. Orig. 1986).
- BMBF 2005: Forschung und Innovation in Deutschland 2005. Fortschreibung der Daten und Fakten des Bundesberichts Forschung 2004

- [http://www.bmbf.de/pub/forschung\\_und\\_innovation\\_05-07.pdf](http://www.bmbf.de/pub/forschung_und_innovation_05-07.pdf)  
<10.08.2007>.
- Brinker, Klaus 2001: Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin, 5. Aufl.
- Brockhaus 2002: Der Brockhaus in einem Band. Mannheim, 9., vollst. überarb. u. akt. Aufl.
- Brockhaus 2005-2007: Die Enzyklopädie in 30 Bänden. Leipzig/Mannheim, 21., neu bearb. Aufl. [Online-Ausgabe].
- Bucher, Hans-Jürgen 1986: Pressekommunikation. Grundstrukturen einer öffentlichen Form der Kommunikation aus linguistischer Sicht. Tübingen.
- DFG 2005: Publikationsstrategien im Wandel? Ergebnisse einer Umfrage zum Publikations- und Rezeptionsverhalten unter besonderer Berücksichtigung von Open Access.  
[http://www.dfg.de/dfg\\_im\\_profil/zahlen\\_und\\_fakten/statistisches\\_bericht\\_swesen/open\\_access/download/oa\\_ber\\_dt.pdf](http://www.dfg.de/dfg_im_profil/zahlen_und_fakten/statistisches_bericht_swesen/open_access/download/oa_ber_dt.pdf) <10.08.2007>.
- Dijk, Teun van 1980: Textwissenschaft. Tübingen/München.
- Dimter, Matthias 1981: Textklassenkonzepte heutiger Alltagssprache. Kommunikationssituation, Textfunktion und Textinhalt als Kategorien alltagssprachlicher Textklassifikation. Tübingen.
- DPMA 2006: Deutsches Patent- und Markenamt, Jahresbericht 2006  
[http://www.dpma.de/veroeffentlichungen/jahresbericht06/dpma\\_jb\\_2006.pdf](http://www.dpma.de/veroeffentlichungen/jahresbericht06/dpma_jb_2006.pdf) <10.08.2007>.
- Duden - Das Synonymwörterbuch 2004. Mannheim, 3. Aufl. [CD-ROM].
- Duden - Deutsches Universalwörterbuch, 5. Aufl. Mannheim 2003 [CD-ROM].
- Duden - Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in 10 Bänden. 3., völlig neu bearb. und erw. Aufl. Mannheim u.a. 1999 [Online-Ausgabe].
- Gläser, Rosemarie 1990: Fachtextsorten des Englischen. Tübingen.
- Göpferich, Susanne 1995: Textsorten in Naturwissenschaften und Technik. Pragmatische Typologie – Kontrastierung – Translation. Tübingen.
- Hoffmann, Lothar 1998: Fachtextsorten: eine Konzeption für die fachbezogene Fremdsprachenausbildung. In: Lothar Hoffmann/Hartwig Kalverkämper/Herbert Ernst Wiegand (Hg.): Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin/New York, Bd. 1, 468-482.
- Ibbeken, Hillert 1999: Die Schwarzwälder Kirschtorte und das Problem eines wissenschaftlichen Textes. In: Narr/Stary 1999, 176-190.
- Klein, Josef 2000: Intertextualität, Geltungsmodus, Texthandlungsmuster. Drei vernachlässigte Kategorien der Textsortenforschung – exemplifiziert an politischen und medialen Textsorten. In: Kirsten Adamzik (Hg.): Textsorten. Reflexionen und Analysen. Tübingen, 31-44.
- Krämer, Walter 1994: Wie schreibe ich eine Seminar-, Examens- und Diplomarbeit. Eine Anleitung zum wissenschaftlichen Arbeiten für Studierende aller Fächer an Universitäten, Fachhochschulen und Berufsakademien. Stuttgart/Jena, 3., durchges. Aufl.
- Krause, Wolf-Dieter 2000: Kommunikationslinguistische Aspekte der Textsortenbestimmung. In: Wolf-Dieter Krause (Hg.): Textsorten.

- Kommunikationslinguistische und konfrontative Aspekte. Frankfurt a. M. u. a., 34-67.
- Kretzenbacher, Heinz L. / Thurmair, Maria 1992: Textvergleich als Grundlage zur Beschreibung einer wissenschaftlichen Textsorte: Das Peer Review. In: Klaus-Dieter Baumann / Hartwig Kalverkämper (Hg.): Kontrastive Fachsprachenforschung. Tübingen, 135-146.
- Kretzenbacher, Heinz L. / Thurmair, Maria 1995: "... sicherlich von Interesse, wenngleich ..." Das Peer Review als bewertende Textsorte der Wissenschaftssprache. In: Kretzenbacher/Weinrich 1995, 175-215.
- Kretzenbacher, Heinz L. / Weinrich, Harald (Hg.) 1995: Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin.
- Kruse, Otto 2002: Keine Angst vor dem leeren Blatt. Ohne Schreibblockaden durchs Studium. Frankfurt a. M./New York, 9. Aufl.
- Kürschner, Wilfried 2007: Taschenbuch Linguistik. Ein Studienbegleiter für Germanisten. Berlin, 3., durchges. Aufl.
- Narr, Wolf-Dieter/Stary, Joachim (Hg.) 1999: Lust und Last des wissenschaftlichen Schreibens. Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer geben Studierenden Tips. Frankfurt a.M.
- Niederhauser, Jürg 2006: Duden. Die schriftliche Arbeit - kurz gefasst. Eine Anleitung zum Schreiben von Arbeiten in Schule und Studium. Literatursuche, Materialsammlung und Manuskriptgestaltung mit vielen Beispielen. Mannheim etc., 4., neu bearb. u. akt. Aufl.
- Roelcke, Thorsten 1999: Fachsprachen. Berlin.
- Sager, Juan C. / Dungworth, David / McDonald, Peter F. 1980: English Special Languages. Principles and practice in science and technology. Wiesbaden.
- Sandig, Barbara 2000: Text als prototypisches Konzept. In: Martina Mangasser-Wahl (Hg.): Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiele – Methodenreflexion – Perspektiven. Tübingen, 93-112.
- Schwarz, Alexander / Abplanalp Luscher, Laure (Hg.) 2003: Textallianzen am Schnittpunkt der germanistischen Disziplinen. Bern u.a.
- Schweikle, Günther / Schweikle, Irmgard 1990: Metzler Literatur Lexikon. Begriffe und Definitionen. Stuttgart, 2. Aufl.
- Simmler, Franz 1978: Die politische Rede im Deutschen Bundestag. Bestimmung ihrer Textsorten und Redesorten. Göppingen.
- Stary, Joachim / Kretschmer, Horst 1994: Umgang mit wissenschaftlicher Literatur. Eine Arbeitshilfe. Berlin.
- Storrer, Angelika 2000: Was ist "hyper" am Hypertext? In: Werner Kallmeyer (Hg.): Sprache und neue Medien. Berlin/New York, 222-249.
- Weinrich, Harald 1995: Wissenschaftssprache, Sprachkultur und die Einheit der Wissenschaft. In: Kretzenbacher/Weinrich 1995, 155-174.
- Wichter, Sigurd 1999: Gespräch, Diskurs und Stereotypie. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 27, 261-284.
- Wichter, Sigurd 2005: Reihen. Folgen aus Gesprächen und Textkommunikaten. Zur Modellierung der gesellschaftlichen Kommunikation. In: Muttersprache 115, 193-214; 298-319.

- 
- Wiese, Ingrid 2001: Fachsprachen. In: Wolfgang Fleischer / Gerhard Helbig / Gotthard Lerchner (Hg.): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Frankfurt am Main u. a, 458-469.
- Wilpert, Gero von 1989: Sachwörterbuch der Literatur. Stuttgart, 7. Aufl.
- Wolski, Werner 1998: Fachtextsorten und andere Textklassen: Probleme ihrer Bestimmung, Abgrenzung und Einteilung. In: Lothar Hoffmann/Hartwig Kalverkämper/Herbert Ernst Wiegand (Hg.): Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin/New York, Bd. 1, 457-468.